



FREIHEIT

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

Literarisches Österreich  
Sonderheft FREIHEIT 2019  
Zeitschrift des Österreichischen  
Schriftsteller/innenverbandes

*Liebe Kolleginnen und Kollegen,*

Aus allem, was rund um uns, mit uns und in uns geschieht, tritt ein großer Mangel zu Tage: Mangel an Frieden und Mangel an Freiheit. Und nichts an den täglichen Nachrichten lässt vermuten, dass es sich um mehr als eine romantische Attitüde handelt, wenn wir beide Begriffe beschwören. Aber wir beschwören beide Begriffe, in einer gewissen Weise wohnen sie uns, von denen keiner ohne den anderen zu denken ist. Kein Friede ohne Freiheit, keine Freiheit ohne Friede. – Schwierige Geschwister, die in der Abwesenheit leichter zu fassen sind als in ihrer realen Existenz. Über den Mangel kann man sprechen, er ist konkret, die Anwesenheit von Frieden und Freiheit hingegen will erlebt werden.

Das vergangene Schwerpunktheft war dem Frieden gewidmet. Es war daher naheliegend, ein Heft zum Thema Freiheit folgen zu lassen, schon angesichts eines erstaunlichen Jubiläums: Vor 30 Jahren war die Berliner Mauer gefallen, was wenige Monate vorher kaum jemand für möglich gehalten hatte und man einer nachfolgenden Generation neu erzählen muss.

104 Beiträge erreichten uns, nachdenkliche Texte in fast allen literarischen Genres, wenn auch die essayistische Form diesmal überwog und sich eine Reihe von Beiträgen einer Grundsatzdiskussion zum Thema versuchten. Das Gefühl von Freiheit, politische Freiheit, Flucht in die Freiheit, Religionsfreiheit, Freiheit zur Selbstbestimmung, Utopien haben Aspekte des Themas konkret werden lassen.

Nicht alle eingesandten Texte haben Eingang in das vorliegende Heft gefunden. Es galt, sich zwischen zum Teil ähnlichen Einsendungen zu entscheiden, um dem weiten Spektrum des Themas gerecht zu werden.

Die Jury, bestehend aus Wolfgang Groiss, Max Haberich, Martin Stankowski und Marianne Gruber, erhielt die Texte anonymisiert, was eine größtmögliche Objektivität garantieren sollte. Im Namen der Jury sei allen gedankt, die dem Österreichischen Schriftsteller/innenverband einen Beitrag gesandt haben.

  
Marianne Gruber

# Inhalt

Editorial	3
-----------	---

## Texte

Regina Appel	Der Sommer der Farben	6
Sandra Bauer-Wagner	Tage am See	8
Gerhard Blaboll	Am Floridsdorfer Spitz	10
Dagmar Cechak	Das Schweigen der Lemminge	11
Gerald Danner	Die Freiheit der Basstölpel auf der Insel Rouzic	15
Klaus Ebner	Dialog	20
Wolfgang Fels	Freiheit	25
Sidonia Gall	Endlich	26
Katharina Goetze	Der Senior Change Manager Samsa geht baden und gewinnt an Profil	27
Markus Grundtner	Die AGB des guten Menschen	30
Max Haberich	Die Rache einer Aufsichtsperson	35
Jürgen Heimlich	Gibt es überhaupt Freiheit?	39
Barbara Klein	Luft nach oben	44
Wolfgang Kommer	Hände sollen nicht abgeschlagen werden	46
Ingeborg Kraschl	Gegenwind	48
Norbert Leitgeb	Verschleierung	50
Katharina Ludwig	Die Augen der anderen	54
Nicole Makarewicz	Licht in Streifen	57
Dana Maleh	Wer bin ich?	60
Pawel Markiewicz	Die Bärlauchwiese Deutschland. Ein Sommermärchen	62
Anton Marku	Die Blume	63
Otmar Matthes	Ein Zwischenfall	66
Ilse Pauls	Der Vogel meiner Seele	70
Karl Petermann	freie Gefühle	71
Marianne Peterzell	Genichtet	72
Brigitte Pixner	Lichtflug	73
Karl Plepelits	Der Baum der Freiheit	74

Mechthild Podzeit-Lütjen	Den ich meine	78
Jordi Rabasa	Freiheit	82
Stefan Reiser	Gedichte	82
Elisabeth Schawerda	Frantisek	83
Ines Scholz	Sind wir frei?	85
Günter Schütt	Barba decet virum oder Als mich die Freiheit verließ	86
Veronika Seyr	Rosenkranz für die Freiheit	88
Martin Stankowski	Zustand, Erinnerung und Ausblick. Mein Nachdenken über Emily.	93
Christine Teichmann	Zirkus Konzentrazani	97
Christoph Temnitzer	Astronaut	100
Stephan Tikatsch	Plagalette	105
Reinhild Traitler	Oh Freiheit	106
Magdalena Tschurlovits	FREIHEIT! FREIHEIT? FREIHEIT –	109
Hannes Vyoral	europa 2019	112
Johanna Weiss	Blick ins Licht	112
Peter Paul Wiplinger	Gedichte	114

## Rezensionen

Neuerscheinung	Rezensent/in	
Zita Eder (Hg), Hexen.Wahn	Bernhard Heinrich	116
Heide Loisel, Weit entfernt dem Liebeslied	Eva Kittelmann	118
Mechthild Podzeit-Lütjen, du bist bei mir	Annemarie Moser	120
Georg Potyka, Tischgespräch mit Atheisten	Michael Stradal	121
Petra Sela, Hellgrüner Bambus	Alfred Warnes	124
Michael Stradal, Kein Feuer am Freienstein	Ernst Kaufmann	125
Jutta Treiber, Halt den Mund, sagte Mutter und dann starb sie	Michael Stradal	127
Johannes Twaroch, Anekdotenschatz.	Gottfried Pixner	129
Erratum		131
Impressum		132

# Texte

Regina Appel

## Der Sommer der Farben

Es war der erste Sommer, vor dem ich keine Angst hatte. Der Sommer, in dem alles möglich war. In dem alles passieren konnte. Dem alles frei stand. Es war der Sommer der Farben. Der Farben, die wir uns teilten.

Ich stolperte heraus. Aus meinem Ich. Zaghafte. Tapste vorsichtig aus gewohnten Routinen. Tastete mich wankend voran. Streifte Wände entlang. Deckte dabei meine Karte auf. Lernte wo ich anfang. Wo ich aufhörte. Wagte mich über meine selbst gesteckten Grenzen.

Meine Methoden schüttelte ich nicht ab. Zerknüllte sie nicht. Warf sie nicht weg. Verbrannte sie nicht im Lagerfeuer. Ich nahm mir Zeit. Ich hatte Zeit. Einzeln strich ich sie flach, faltete sie zusammen, sortierte sie ein. Fein säuberlich verstaute ich sie in gleich großen Schachteln. Legte sie ab. Vielleicht für immer. Und doch sind sie da.

Befreit begann ich mich zu bewegen. Leicht. Im geschaffenen Raum. Meine Haut öffnete sich, atmete durch, lechzte nach Hitze, nach Kälte. Die bewusster werdenden Schritte setzte ich barfuß. Auf deine heißen Steine. In dein kaltes Wasser.

///

Ich hatte die Freiheit gesucht. Mich dabei nach außen gestülpt. Verbissen. All die Jahre. Sie versteckte sich vor mir. Frech hinterließ sie ihre Spuren. In der Dunkelheit. Lockte mich mit ihrer Existenz. Ich konnte ihrem Pfad folgen. Bei Tageslicht. Zu Gesicht bekam ich sie nie.

Ich hatte Konventionen gebrochen. Hatte mich selbst belogen. Hatte andere dazu gebracht mich zu belügen. Die Suche nach der Freiheit nahm mich ein. Machte mich blind. Sie lenkte mich davon ab, sie zu finden. Fest in einen Mythos verschnürt, glaubte ich daran. Drängte sie dabei weiter und weiter weg von mir.

Ein einziges Mal dachte ich ihren Bau gefunden zu haben. Er war abgesperrt, zugenagelt, verbarrikadiert. Lärmend bat ich um Einlass. Je lauter, desto besser, dachte ich. Spät erkannte ich, wie weit ich daneben lag.

Ich begann mich mit anderen zu verbünden. Wir träumten von ihr. Wir hetzten ihr nach. Sie war uns immer einen Schritt voraus. Viel zu langsam waren wir. Jedoch fest davon überzeugt sie zu finden. Sie würde einen Fehler machen. Unachtsam sein. Dann würden wir sie schnappen, sie einsperren, nie wieder gehen lassen. Und doch hätten wir sie nicht zu teilen gewusst.

Wie hätten wir auch? Unsere Geister weit von unseren Körpern gespalten. Waren in unseren Händen, auf unseren Schreibtischen. Waren ganz woanders. Trennten und trennten uns weiter ab. Von uns selbst. Gaben dabei mehr und mehr von uns preis. Immer mit der Hoffnung auf die lang ersehnte Freiheit.

Wir lebten in dem Glauben alles zu können aber nichts zu müssen. Zu ernten aber nicht zu sähen. Dachten die Freiheit in anderen zu finden. In deren Sicherheit. Dabei wussten wir, dass niemand sie hatte. Wie leicht es doch war. Zu glauben.

Wir hatten es doch verdient, nicht wahr? Es stand uns doch zu! Geliebt zu werden. Wir bestanden darauf. Man hatte uns zu geben. Um jeden Preis. Wir erschufen Probleme. Eigneten uns an individuell zu leiden. Hielten uns für frei. Dabei haben wir bloß unsere Freiheit mit deren Aufmerksamkeit verwechselt.

///

Der Sommer der Farben veränderte alles. Er führte mich durch Felder, durch Wiesen, durch Wälder. Jeden Schritt, den ich setzte, nahm er in sich auf. Verschluckte den Hall. Öffnete seine Farben. Tauchte mich ein. Färbte meine Gedanken.

Und dann begann ich dich zu spüren. Fühlte, wo du anfängst, wo du aufhörst. Langsam vermischten wir unsere Farben. Zeichneten Grenzen auf. Grenzen, die mir erst eine Vorstellung von Freiheit ermöglichten. Jede davon habe ich mir eingeprägt. Kann sie abtasten. Einige davon haben wir gezeichnet, um sie gemeinsam zu übertreten. Dabei wurden wir wahr.

Mit deinen Berührungen hast du Farbe auf mich aufgetragen. Du hast sie verrieben. Meine Haut hat sie aufgenommen. Ich habe sie aufgesaugt. Wir waren unsere Leinwand. Vor weißen Flächen hatten wir keine Angst.

Der Sommer der Farben erlaubte mir an Orte zurückzukehren. Orte, die ich

lange Zeit vergessen hatte. Orte, die mir keinen Zutritt mehr gewährt hatten. Als ich mich erinnerte, ließen sie mich eintreten. Behutsam bewegte ich mich darin. Jedes Mal, wenn ich zurückkam, warst du da. Hast mir schweigend den Pinsel gereicht.

Im Sommer der Farben entstanden Bilder. Bilder, die bleiben. Die Hitze hat die Farbe getrocknet. Fixiert. Eingebrennt. Ich habe vermisst. Ich bin eingestanden. Ich war sicher. Nichts davon hat mich unfrei gemacht.

///

Der Sommer der Farben hat mich verändert. Es gibt kein zurück. Das macht mir keine Angst. Ich muss nicht. Ich bin. Die Freiheit suche ich nicht mehr. Sie schleicht jetzt um meine Beine. Ich bewege mich langsam. Bückte ich mich, um sie hochzuheben, würde sie weglaufen. Doch das will ich gar nicht.

Ich dachte, ich müsste sie finden. Müsste sie für mich besitzen. Dachte, sie würde vergehen, wenn ich sie teilte. Meine Freiheit. Doch jetzt bin ich mir sicher. Die Freiheit lässt sich vermischen. Vermischen, wie unsere Farben.

Der Sommer wird vorbeigehen. Die Farben werden bleiben. Tief eingesogen in unsere Haut. Unauslöschlich. Wenn der Herbst kommt, es grau und dunkel wird, werden wir die Pinselstriche mit unseren Fingern nachzeichnen. Auch wenn das Licht verschwunden ist. Wir bringen die Farben zurück.

**Sandra Bauer-Wagner**

## **Tage am See**

Sie sind das tragische Abbild meines Lebens selbst. Diese Tage am See. Diese Sommerfrische, die ich jedes Jahr aufs Neue ertragen muss. Wir kommen zusammen und verbringen hitzegetränkte Tage und schweißgefüllte Nächte als Familie. Ich weiß nicht, wann wir damit begonnen haben. Das ist das Tückische an Traditionen. Sie schleichen sich in dein Leben, machen es sich bequem, arrangieren sich mit dir, du gewöhnst dich an sie und plötzlich gehören sie dazu, als wären sie schon immer da gewesen. Du wirst sie nicht mehr los. Ich kann sie nicht leiden, diese Traditionen. Sie langweilen mich. Ich quäle mich durch sie hindurch. Sie sind geprägt von Gleichförmigkeit und Berechenbarkeit. Ich weiß in jedem Moment, was als nächstes passieren wird.

Der erste Tag der Sommerfrische gehört den Booten. Wir teilen uns auf. Drei

bis vier Personen pro Segelboot. Dann fahren wir hinaus, weit hinaus. Ich bin am Ruder. Das hat sich irgendwann so ergeben. War schon immer so und wird deshalb auch immer so bleiben. Auch so eine Tradition in der Tradition. Meine Schwester Helene sitzt mit ihrem Neuen – jedes Jahr ist es ein Neuer, den sie mitbringt, jedes Jahr ist es der Richtige, der Mann für's Leben – bei mir im Boot und langweilt sich oder leidet. Das Theatralische ist bei Helene Tradition. Ich lenke das Boot über die Wellen in Richtung Horizont – oder zumindest in Richtung dessen, was aussieht wie ein Horizont. Der See erstreckt sich über beinahe fünfundsechzig Kilometer, sodass man meint, am Meer zu sein, wenn man weit genug rausfährt. Jedes Jahr wünsche ich mir, in den Horizont eintauchen zu können, im Horizont zu verschwinden und alles hinter mir zu lassen. Jedes Jahr fragt mich Helene, was sich in meinem Leben so tut, ob es endlich in die richtige Richtung geht. Jedes Jahr zucke ich mit den Schultern und sage nichts. Ich weiß nicht, ob mein Leben in die richtige Richtung geht. Ich weiß zwar, in welche Richtung ich fahren möchte, aber den Wind kann ich nicht kontrollieren. Kommt er von der falschen Seite, muss ich die Richtung ändern. Ich bin dem Wind und seinen Launen ausgeliefert. Auch heute wird sie mir wieder diese Frage stellen und wieder werde ich keine Antwort parat haben.

Der Wind frischt auf. Die Wellen werden bauchiger. Ein Sturm ist im Anmarsch. Am weit entfernten Ufer kann ich bereits die Warnleuchten blinken sehen. Das ist einmal etwas Neues, dass der See zu toben beginnt, das hat es noch nie gegeben, hier, Mitte Juli. Beständig, mild und vorhersehbar ist es sonst immer.

Wir müssen zurück ans Ufer. Ich wende und lenke unser Boot auf schnellstem Weg zurück in den Hafen. Helene sagt nichts, ihr Neuer auch nicht. Die Langeweile ist aus ihrem Gesicht verschwunden und der Neue wetzt unruhig herum, dreht seinen Kopf ununterbrochen von links nach rechts, als wollte er die mittlerweile beängstigend hohen Wellen im Blick behalten. Es donnert und stürmt. Das Boot schaukelt hin und her, ich habe große Mühen, es unter Kontrolle zu halten. Die Wellen werden immer höher, wir sind mitten im Gewitter und bestimmt noch gute zehn Minuten vom Hafen entfernt.

Dann trifft uns der Blitz und reißt unsere Tradition in Stücke. Ich bin auf der Stelle tot und sinke langsam auf den Seeboden hinunter. Helene und der Neue treiben noch eine Weile leblos auf der Wasseroberfläche, ihre Schwimmwesten schimmern hellrot im Regen.

Wer hätte das gedacht, dass das Unvorhersehbare sich so unbemerkt in unsere

Tradition schleichen und sie derart hinterhältig zu Fall bringen würde, dass ich so bald schon aus den Zwängen der Tradition befreit werden würde, dass sich mein Leben in diese Richtung bewegen, dass der Wind diese Richtung für mich bestimmen würde. Aber so soll es doch eigentlich auch sein, das Leben. Wenn wir es am wenigsten erwarten, kommt eine Wendung.

**Gerhard Blaboll**

## **Am Floridsdorfer Spitz**

Ich wär vor Monaten am Floridsdorfer Spitz  
und wie ich so vor'm Magistrat am Bankerl sitz,  
kommt eine Dame dort vorbei, die ist leicht mollig  
und wie ich's ansprech, wär'n die Antworten recht drollig.  
Ich find\_s' sympathisch und bin bald mit ihr per „du“,  
a Wochen später hãb wir's erste Rendezvous.  
Und seither treff ma uns beim Bankerl regelmãßig  
a Mål pro Wochen, alles andre wär ihr z'stressig.

Ich hãb ein Randewutscherl am Floridsdorfer Spitz,  
mei Madel is ka Trutscherl, sie hãt an Weana Witz,  
ist nicht nur Haut und Knochen, das kann ma deutlich sehn,  
und deshalb scheppert sie auch net beim Gehn.  
Heut Abend, so beton ich's, führ ich\_s' zum Tanzen aus,  
bin selber kein Adonis, doch mãcht sie sich nix draus.  
Bei mir fühl sie die Freiheit, wir sind ein gutes Gspann.  
Am Floridsdorfer Spitz fangt alles an!

Heut wãrt ich wieder dã am Floridsdorfer Spitz  
auf unserm Bankerl in der heißen Sonn und schwitz.  
Ich iss ein Eis, dã kommt mei Madel angelaufen,  
setzt sich nebn mich und muss a pããr Minuten schnaufen.  
Sie sagt: „Ich bin åb nächstem Monat årbeitslos,  
sie hãbn mich gstanzt, weil leider ist mei Mann mei Boss.  
Dann leb ich eb'n von dir, du weißt, ich kann dich leiden,  
bring die vier Kinder mit und lãss mich für dich scheiden!“

Ich hãb ein Randewutscherl am Floridsdorfer Spitz, ...

Heut sitz ich wieder då am Floridsdorfer Spitz  
mit einer hålbwegs vollen Flåschen Slibowitz.  
Wenn ich då früher gessen bin, wår's a Belohnung,  
doch heute trau ich mich nicht z' rück in meine Wohnung.  
Dort sind vier Kinder und a årbeitslose Frau,  
die hau'n ålls zsamm und mchen ständig ein' Radau.  
Drum flcht ich mich in meiner Not ganz desperat  
in' Park am Floridsdorfer Spitz vor'm Magistrat.

Ich håb ein Randewutscherl am Floridsdorfer Spitz,

.....

(Hallo!)

**Dagmar Cechak**

## **Das Schweigen der Lemminge**

„Ich bin so erzogen“, sprach der Lemming, sprang von der Klippe und öffnete im Fallen den Mund und schrie als Nachsatz:

„Aber ich will nicht!“

Und streckte die Glieder und spürte den Polster des Aufwinds an seinem Bauch und fühlte sich getragen, der Sturz gebremst, ein leichtes Aufsteigen fast, unter den vorwurfsvollen Blicken der anderen, die ohne Nachsatz, den ersten Satz beherzigend, dem Vordermann folgten oder der Vorderfrau oder neuerdings auch, dem Vorder-es. Hauptsache über die Kante nach unten, in rasender Fahrt auf der Schiene des Kollektivgedankens, erfüllt von der Zufriedenheit, das zu tun, was alle taten, der Bestimmung zu folgen.

Er aber, der den Absturz verweigerte, fand sich wieder auf halber Höhe zwischen der Klippenkante und dem felsigen Ufer, unter sich die schäumenden Wellen, die an die Steinblöcke klatschten und mit hohlem Geräusch auf ihrem Rückzug die Leiber derer mit sich nahmen, die schon unten waren, das angebliche Ziel erreicht hatten, das Ziel, das man Ihnen vom Anbeginn ihres Seins eingetrommelt hatte in die gewundenen Wege des Gehörganges, in die hintersten Teile der Netzhaut, in alle Windungen des Gehirns. Jeder Gedanke, jede Re-gung war eingebrannt ins weiche Fleisch der Glieder, punziert mit dem Stempel des gemeinsamen Weges, auch wenn dieser ins Verderben führen sollte. So war es gewesen, seit die Gemeinschaft ihr Gesetz geschrieben hatte, so würde es im-

mer sein. Der Weg führte hinter den anderen her, hinter all denen, die jenen, die vorausliefen, nacheilten, Schritt für Schritt. Keiner von denen in der zweiten Reihe, ganz zu schweigen von den Reihen dahinter, wusste, wer die Richtung vorgab, zu lange schon war es her, dass sich die in der ersten Reihe umgedreht hatten. Und vielleicht war es auch so, dass die in der ersten Reihe gar nicht die Führer waren, sondern die erste Reihe eigentlich eine virtuelle zweite Reihe darstellte, weil die, die das Sagen hatten, es gar nicht mehr als nötig erachteten voranzugehen. Schließlich waren schon seit Generationen die Punzierungszeichen eingeschlagen, jeder wusste, was er zu tun hatte, und hatten die Altvorderen sich noch in hehrem Idealismus geopfert, indem sie als Erste über die Kante gesprungen waren, so war die Sache ja nun schon so lange am Laufen, dass jeder auch ohne Führung wusste, was zu tun war.

Der Aufsteigende hatte mittlerweile schon wieder die Höhe der Kante, über die er gesprungen war, erreicht und sah, wie die anderen als eine schier unübersehbare Masse dem Punkt zustrebten, wo der Boden, auf dem sie sich drängten, auf dem sie kaum Platz für einen Fuß fanden, ohne dem Nebenmann, der Nebenfrau, dem Neben-es auf die Zehen zu steigen, wo der felsige Untergrund endete und die Bodenlosigkeit begann. Er erinnerte sich, wie er dort unten gelaufen war, geschoben, gedrängt worden war von denen, die wiederum geschoben und gedrängt wurden, die, ebenso wie er, kaum mehr den Raum gefunden hatten, ihren Brustkorb zu weiten und zu atmen, geschweige denn, den Unterkiefer nach unten zu bewegen, um einen Laut hervorzubringen. Gespenstisch still war es in der drängenden Menge gewesen, erst auf der Kante hatte er die Kraft gefunden, die zwei Sätze zu sagen:

„Ich bin so erzogen.

Aber ich will nicht!“

Unablässig stürzten die, die nachdrängten, von der Klippe, sausten in der einzigen Freiheit, die sie an jenem denkwürdigen Morgen erleben würden, der Freiheit des Falles nämlich, zu Boden und schrien triumphierend das Ende der Bedrängnis aus ihren endlich wieder weiten Lungen. Die Luft, die ihren stürzenden Leibern den Platz räumte, stieg auf und sammelte sich im Polster unter dem Bauch des Einen, der beschlossen hatte, zu fliegen.

Eigentlich war es keine Überraschung, dass gerade er es war, der von der Schiene sprang und nicht wie alle den gemeinsamen Weg nach unten wählte, er war immer schon anders gewesen. Die Mutter hatte zu erzählen gewusst, dass er von allen Kindern das einzige gewesen war, das bereits bei der Geburt mit weit geöffneten

neten Augen in die Welt geblickt hatte, kaum dass sein Kopf aus ihrem Körper herausgeglitten war, während ihre anderen Kinder noch so lange wie nur möglich mit fest geschlossenen Lidern die Geborgenheit des Mutterbauches nachempfinden hatten wollen. Ihrer mütterlichen Zärtlichkeit war er, soweit es möglich war, ausgewichen, die anderen hatten sich in ihre Achselhöhlen geschmiegt, an ihre Glieder gehängt, er hatte, sobald seine Füße stark genug gewesen waren, beschlossen, zu gehen, und zwar seinen eigenen Weg. Es war der Mutter nicht unangenehm gewesen, auch wenn sie manchmal die Kuschelstunden herbeisehnte, gerade mit diesem Kind, das ihr so selten Nähe erlaubte. Doch sie hatte mit den anderen so viel zu tun, dass seine Selbstständigkeit auch ein Segen war. Sie hatte sich immer verlassen können, dass er wieder nach Hause fand, auch wenn er nicht an ihrer Hand, an ihrem Schürzenband hing. Später waren die Lehrer beeindruckt von seiner Reife, vergaßen aber, wegen seiner Körpergröße – er war immer größer als die Mitschüler gewesen – und wegen seiner Ernsthaftigkeit, dass er eben doch erst ein Erstklässler oder später Zweitklässler war. Sie erwarteten mehr von ihm und reagierten mit Unverständnis, wenn er es dann nicht geben konnte. Er fiel immer auf, er war anders und wurde es mit der Zeit noch mehr. Regeln und Gebote hatten nur einen Reiz für ihn: Sie zu hinterfragen, endlos darüber zu diskutieren während die anderen bereits weiter gegangen waren und ihn, noch immer hinterfragend, zurückließen. Er konnte es nicht verstehen, wie sie all diese Beschränkungen, dieses Hin- und Hergeschiebe auf vorgezeichneten Wegen über sich ergehen lassen konnten, wie sie mitmachen konnten ohne Protest. Die Tatsache, dass sie es damit oftmals leichter hatten im Leben und später auch erfolgreicher waren, sah er mit einer gewissen Abscheu. Die, die ihn liebten, hatten es nie einfach mit ihm. Sein Leben lang hatte er an der Punzierung gekratzt, die sie versucht hatten, ihm einzuschlagen. Seine Haut war wund von den Spuren, die seine Nägel an den Malen hinterlassen hatten, seine Ohren, seine Augen beschädigt von den Abwehrbewegungen. Die Prägung war nie tief gegangen, er spürte sie zwar, aber der Schmerz war nicht so groß wie bei den anderen, wo jeder fremde Gedanken davon übertönt wurde.

Nun war eingetreten, worauf man sie konditioniert hatte. Die Schienen waren gelegt und sie alle rasten darauf dem Abgrund entgegen. Nur er stieg auf, mit weit gespreizten Gliedmaßen, war nun schon mehr als zwei Körperlängen über der Klippe und konnte sich allmählich einen Überblick verschaffen über die Menge an Körpern, deren Teil er eben noch gewesen war und er begann zu tun, was er schon immer getan hatte, er hinterfragte. Er fragte sich, warum er nicht bereit gewesen war, mit den anderen zu fallen. Er fragte sich, wie er überhaupt in diese

Menge geraten war, er, der sich immer so weit abseits gehalten hatte. Jeden einzelnen Tag seines bisherigen Lebens hatte er darauf beharrt, seinen eigenen Weg zu gehen, es hatte Kraft gekostet und Kämpfe, es hatte müde gemacht. War er an diesem Morgen schwach geworden? Hatte ihn die Sehnsucht gepackt, auch einmal mit zu machen mit allen anderen, dabei zu sein, erfüllt vom wohligen Gefühl der Gemeinschaft, des Nicht-denken-müssens, des Einfach-folgens? Hatte ihn die angenehme Glätte des ausgetretenen Weges unter seinen Sohlen verführt? Hatten seine Knie sich geweigert, sich weiterhin über all die Stolpersteine, die außerhalb des großen Pfades lagen, zu winkeln. Waren die Befehle an die Muskeln der Ober- und Unterschenkel, sich zu beugen und zu strecken, nicht mehr richtig angekommen? Oder hatte sein Ohr das zustimmende Geraune der hinteren Reihen als so wohltuend empfunden, dass er nicht widerstehen hatte können?

Die ganz große Frage aber war, wie es weitergehen sollte. Wohin würde ihn der Aufwind, der durch den raschen Absturz der anderen und die dadurch verdrängte Luft entstanden war, tragen. Die Höhe, in der er sich nun befand, war beängstigend, sogar für einen, der sich immer schon auf eigenen Spuren bewegt hatte. Was, wenn die Strömung abbriss, würde er dann auf die hinteren Reihen fallen und neu eingegliedert werden in die drängende Heerschar? Würde dann alles von vorne beginnen?

„Wir gehen, wir gehen, wir gehen...!“ dröhnte es in monotonem Rhythmus zu ihm hinauf, der Psalm jener in den hinteren Reihen, die denen vorne, die im immer dichter werdenden Gedränge nicht mehr genug Luft fanden zum Atmen, geschweige denn zum Singen, den Takt vorgaben.

„Wir gehen...!“

Es krachte in seinen Ohren und brannte in den Augen, die tränten, bis die salzige Flüssigkeit in Strömen über seine Wangen und das Kinn nach unten tropfte und die Punzierungsmaie der Kindheit mit sich nahm. Der Schorf der Narben wurde vom Aufwind weggerissen und darunter trat neue, unversehrte Haut zu Tage, die keine Spur mehr trug von der alten Verletzung. Als sein Blick wieder klar wurde, sah er, dass er sich weit von der Menge entfernt hatte. Es war ihm, als ob ein letzter mütterlicher Klageruf in seinen Ohren aufgelelte, als ob zwei ausgestreckte Arme sich in seine Richtung reckten, dann wurde er weitergerissen.

Ein letztes Mal blickte er zurück. Von dort, wo er gekommen war, stieg dunkler Nebel zu den Wolken empor, die Gischt von unzähligen Leibern, die auf das Wasser am Fuß der Klippe klatschten.

Gerald Danner

## Die Freiheit der Basstölpel auf der Insel Rouzic

oder: Machen uns Beziehungen zu anderen frei?

„Reisen hat viel mit Freiheit zu tun. Da bin ich mir ganz sicher“, sagte Ben. „Der Grund, warum wir uns beim Reisen wohl fühlen, ist, denke ich, weil wir dabei tun können, was uns Freude macht. Und bei den meisten von uns geht das nur in der Freizeit – wenn wir wenigstens ansatzweise so etwas Ähnliches wie Freiheit erleben.“

„Du hättest vielleicht doch besser Philosophie anstatt Jus studieren sollen, Benny“, gab Chiara lachend zur Antwort.

Hochsommer. An der Côtes-d'Armor, einem Küstenabschnitt im Westen der Bretagne. Chiara und Ben. Seit April zusammen und verliebt. Ihr erster gemeinsamer Urlaub.

Sie saßen im Heck eines Touristen-Segelschiffes, das vor einer guten Stunde im Hafen von Ploumanac'h ausgelaufen war. Fünfzehn Personen waren an Bord. Das Schiff nahm Kurs auf ‚Sept-îles‘, die ‚Sieben Inseln‘, sechseinhalb Seemeilen von der Küste.

Chiara nahm Ben's Gedankengänge auf:

„Ja. Freizeit. Freiheit. Stimmt. Da hast du natürlich Recht. Abenteuer- und Unternehmungslust kommt noch dazu, viele neue Eindrücke ...“

„Und das Klima. Milder. Die Meeresluft. Salzig. Immer eine leichte Brise ...“

„Und die Erholung von der Arbeit. Keiner, der nervt. Die wenigen Touristen, die wir treffen – alle ganz entspannt ...“

„Wie wir.“

Chiara gefiel die bretonische Küste. Kilometerweit einsame Buchten mit rosa Granitblöcken und schönen alten Zöllnerwegen zum Wandern. Viele Segler und Surfer waren zu sehen, aber keine Spur von Massentourismus. An den einsamen Stränden gab es nicht einmal Eisverkäufer. Erholungsurlaub pur. Den brauchten beide. Chiara hatte ihr Betriebswirtschafts-Studium abgeschlossen und Ben seine verpflichtende Gerichtspraxis nach dem Jus-Studium hinter sich gebracht.

Am Horizont waren drei Inseln in Sicht. Schroffe graue Klippen ragten aus dem endlos scheinenden Meer in die Höhe. Eigenartigerweise war die Insel in der Mitte an der Spitze weiss, die anderen beiden nicht.

Chiara hätte nach ihrer Ankunft in Paris vor drei Tagen gerne ihre Freundin Danaé getroffen. Sie kannte sie aus Schüleraustausch-Zeiten. Sie hatte eigens den Flug an diesem Samstag Vormittag gebucht, nachdem ihr Danaé versichert hatte, an diesem Wochenende in Paris zu sein. Aber es kam anders. Danaé hatte ihr eine Woche zuvor geschrieben, dass sie mit ihrem Freund an die Atlantikküste fahren würde.

Chiara tippte in ihr Smartphone:

„Liebe Danaé, Es freut mich sehr, dass du mit Jean-Baptiste glücklich bist und ihr in La Rochelle eine schöne Zeit habt. Schade, dass es nicht mit einem Treffen geklappt hat. Wir werden am Freitag Nachmittag zurück in Paris sein. Ich hoffe, wir werden uns sehen!“

Als sie sich der mittleren der drei Inseln näherten, waren am Himmel immer mehr bewegliche Punkte zu sehen. Jetzt war klar, dass Vögel diese Insel massenhaft bevölkerten. Aus dem Lautsprecher kamen erklärende Worte des Kapitäns. „Glücklicherweise kann ich ein wenig Französisch“, sagte Chiara zu Ben und übersetzte für ihn. „Also, die Vögel heißen Fou de Bassan. Auf deutsch – soeben gegoogelt – heißen sie Basstölpel.“

Sie suchte auf ihrem Smartphone nach weiteren Informationen. Schließlich zeigte sie Ben, was auf dem Display ihres Smartphones gerade zu sehen war. Sie teilten sich die Ohrhörer, und Chiara startete ein Video mit dem Titel „Basstölpel auf Bass Rock, Helgoland und den Sieben Inseln“.

Eine Stimme war zu hören:

„Basstölpel haben ungefähr die Größe von Gänsen, bis zu 110 cm und eine Flügel-Spannbreite von bis zu 180 cm.“

Der erste Teil ihres Namens stammt von der schottischen Insel Bass Rock. ‚Tölpel‘ geht auf ihren unbeholfenen Gang an Land zurück. Seefahrer hielten sie für dumm, weil sie die Beobachtung machten, dass sie nach dem Stoßtauchen nicht wie andere Vögel mit Fischen in den Schnäbeln auftauchten.“

Danaés Antwort kam an. Sie ließen das Video im Hintergrund weiter laufen und lasen die Nachricht. Danaé schrieb auf Deutsch, weil sie, wie sie sagte, ihr Deutsch, das sie im Lycée gelernt hatte, nicht vergessen wollte:

„Ma chère Chiara, danke deiner Nachricht. Du musst wissen, Jean-Baptiste auch ist sehr amoureux, also verliebt in mich, und er möchte von einigen Tagen mehr noch hier am Meer verbringen. Er hat nicht jetzt Lust, nach Paris zu

fahren schon. Die Restaurants hier sind magnifique, ich sage dir. Wir haben ein plateau de fruits de mer gegessen heute. Excellent, ich muß dir sagen. Ihr auch müsst nach La Rochelle kommen eines Tages. Jean-Baptiste hat gemacht seine Master-Thesis in Wirtschaft und möchte ein wenig sich erholen, sagt er. Er hat frei den ganzen Sommer. Seine Eltern sind d'accord. Sie sind sehr stolz auf ihn. Das du kannst dir vorstellen, oder?“

„Wenn sie Hals und Schnabel in Richtung Himmel recken, bedeutet das, dass sie gleich abheben werden.“

Chiara tippte: „Liebe Danaé. Kannst du mir sagen, ob wir uns am Freitag oder am Samstag in Paris treffen können?“

„Désolée, ma chère Chiara, dass es geht nicht so schnell mit Wiedersehen. Freitag vielleicht möchte Jean Baptiste zurück nach Paris. Er aber ist nicht sicher. Wir also werden vielleicht uns sehen am Samstag. Ich schreibe dir noch ein Texto vorher.“

„Wenn sie den Hals nach unten beugen und sich mit ausgebreiteten Flügeln vor einem anderen Vogel aufstellen, ist das eine Warnung, dass sie alles tun werden, um ihr Nest zu verteidigen.“

Danach sendete Danaé acht Fotos, die sie mit Jean-Baptiste in La Rochelle und auf der Insel Ré zeigten. Durchgehend Selfies. Kein einziges Foto ohne die beiden im Vordergrund. Sie machten in der Tat einen sehr glücklichen und verliebten Eindruck.

„Balzende Paare fechten mit ihren Schnäbeln. Wenn das Männchen seine Partnerin leicht in den Nacken beißt, ist das Weibchen für die Paarung bereit. Ein Junges pro Jahr wird von Basstölpeln aufgezogen. Beide Eltern bebrüten das Ei zweiundvierzig bis sechsundvierzig Tage lang. Sie halten es mit ihren Schwimmhäuten warm.“

Chiara stoppte das Video. Ben nahm das Gespräch wieder auf:

„Weil wir vorhin über Freiheit gesprochen haben ... Die Basstölpel scheinen freie Vögel zu sein – ich meine, im Gegensatz zu Tauben oder Möwen, die von Abfällen abhängig sind und sich vorwiegend in Städten oder in Küstennähe aufhalten. Möwen oder Tauben sind nicht frei genug, um ganz weit hinaus aufs offene Meer zu fliegen. Ihr Instinkt sagt ihnen wahrscheinlich, dass sie verhungern würden, wenn sie den Rückweg nicht mehr schafften. Basstölpel überleben mehr als zehn Kilometer von der Küste entfernt auf ihrer Insel – dank der Fähigkeiten, die sie von der Natur zum Überleben mitbekommen haben.“

„Ich finde, sie können auch als Metapher für uns gesehen werden“, folgerte Chiara. „Ihr Aktionsradius ist weiter als jener der Möwen oder Tauben, weil sie das Stoßtauchen beherrschen. Das macht sie unabhängig von menschlicher Zivilisation. Sie scheinen mir daher wie Menschen mit Bildung und Intelligenz. Sie sind fähig, unter bestimmten Umständen nahezu auf der ganzen Welt – vielleicht sogar in Nordkorea? – zu überleben. Ihr Können, ihre Bildung und ihre Intelligenz macht sie frei, oder nicht?“

„Umgekehrt – und das weiss man von globalen Fluchtbewegungen – bleiben jene, die wenig bis keine Bildung haben, zu Hause, weil sie wahrscheinlich Angst haben, in der Fremde kläglich zu scheitern oder schlimmstenfalls sogar zu sterben. Der Preis der Freiheit ist für sie unbezahlbar.

„Sie bleiben in scheinbarer Sicherheit, die aber zugleich Abhängigkeit bedeutet.“

„Wie Kinder aus dem Kongo, die unsere schönen Smartphones zu einem guten Teil mitproduzieren.“

„Was ...? Wie bitte ...?“

„Dein schönes iPhone 8 ganz besonders, liebe Chiara. Der Akku braucht seltene Erden. Kobalt, Koltan, Wolfram, Gold, Zinn et cetera, et cetera.“

„Und die kommen aus dem Kongo?“

„Und werden von Kindern mit ihren blossen Händen geschürft – ohne Sicherheitseinrichtungen, ohne Sicherheitskleidung in Stollen bis zu fünfzig Metern Tiefe. Mit den Erträgen werden angeblich bewaffnete Rebellengruppen finanziert. Minenbetreiber zahlen sogar Schutzgelder an Warlords, habe ich gelesen. In China werden die gewonnenen Metalle eingeschmolzen und gelangen in die Akkus der Smartphones. Niemand fragt nach den billigen Zulieferern. Apple lässt in China produzieren. Manche sagen sogar, Apple befinde sich in Chinas Geiselhaft.“

Chiara war sprachlos. Das Segelschiff umrundete jetzt die Insel Rouzic. Zigttausende Basstölpel brüteten an den steilen Klippen. Am Himmel viel Geflatter. Aus der Nähe sah die Insel jetzt absolut nicht mehr wie schneebedeckt aus, sondern ähnelte eher einem Bienenstock – wengleich farblich in hellgrau und weiss gehalten. Der Kapitän machte eine Durchsage. Das Schiff würde in Kürze vor der nächsten Insel für eine einstündige Mittagspause anlegen.

Nachdem das Schiff angelegt und die Passagiere sich auf verschiedenen We-

gen auf der kleinen Insel verteilt hatten, gelangten Ben und Chiara nach einem kurzem Fussmarsch zum Leuchtturm der Insel. Dort setzten sie sich auf eine gemauerte Bank. Sie waren alleine. Ben öffnete das mitgebrachte Lunch-paket und bot Chiara ein Sandwich an.

Jetzt, nach langem Schweigen, ergriff Chiara das Wort:

„Benjamin, ich wollte vorhin neben den anderen Passagieren auf dem Schiff nicht damit anfangen, obwohl es egal gewesen wäre, weil keiner von ihnen Deutsch verstanden hätte, aber es wäre mir trotzdem unangenehm gewesen, wenn jemand mitgehört hätte; ich wollte dir nur sagen, was mir auf die Nerven gegangen ist, als wir auf dem Schiff waren und diese wunderschöne Insel mit diesen faszinierenden Vögeln gesehen haben; alles war so friedlich, niemand hat sich über irgend etwas aufgeregt, und dann hast du angefangen, mir zu erzählen, es sei ohne Kinderarbeit im Kongo unmöglich, hier in der Bretagne auf hoher See Videos am Smartphone zu streamen; ich finde, du kannst ein ziemlicher Spaßverderber sein mit deiner fixen Idee, die Welt verändern zu wollen – zusammen mit deinen Mitstreitern von Amnesty International; wir haben ja heute schon viel über Freiheit gesprochen; in Wahrheit sind nicht die Kinder im Kongo unfrei, die kennen ja kein anderes Leben, und als Kindersoldaten im Bürgerkrieg wären sie noch schlimmer dran als in den Minen, wo sie für unsere Smartphones schufteten; Menschen wie du sind viel unfreier als diese Kinder, weil sie davon besessen sind, die Welt verbessern zu wollen und sogar im Urlaub davon reden, wenn einmal Zeit wäre, einfach nur das Leben zu genießen und mit einem Segelschiff hinauszufahren und Basstölpel-Brutplätze zu besichtigen, anstatt sich mit mühsamen Diskussionen, wie ungerecht es in der Welt zugeht und und und aufzuhalten ...“

Ben hörte Chiara aufmerksam zu. Sie schien zu sprechen ohne zu atmen. Ben sagte nichts und verarbeitete das Gesagte. Die lange Pause wurde wieder von Chiara unterbrochen. Sie hatte zu weinen begonnen und sagte:

„Entschuldige, ich glaube, ich habe überreagiert. Ich weiß auch, warum. Die Sache mit Danaé ist so demütigend. So erniedrigend. Wie sie mich ständig ver setzt und vertröstet. Als ob ich das Letzte wäre ... Das alles hast du jetzt ab bekommen. Entschuldige bitte ...“

„Schon okay. Du musst verstehen, Danaé ist verliebt ...“

„Ja. Aber deswegen muss sie mich doch nicht so behandeln, oder?“

„Liebe macht blind, heisst es. Was anderes: Hast du das vorhin im Ernst gemeint, dass ich unfreier als die Kinder im Kongo wäre?“

„Nein. Das heisst ... ein wenig eigentlich schon ... Ich meine, wenn wir Urlaub haben, können wir doch Amnesty und die Kinderrechte einmal ein wenig beiseite lassen, oder? Wir können diese Zustände ja im Moment nicht ändern. Ich finde, wir sollten uns über die wenigen Augenblicke, in denen wir Freiheit erleben dürfen, freuen. Das ist alles. Entschuldige nochmal, dass ich überreagiert habe.“

Wir sind beide frei – und verliebt.“

„Echt jetzt?“

„Echt.“

„Ich liebe dich.“

Sie umarmten und küssten sich.

Nach einer Weile fragte Ben: „Denkst du, machen uns Beziehungen zu anderen frei?“

Chiara seufzte.

„Ich hab‘ Hunger.“

**Klaus Ebner**

## **Dialog**

Er führte mich in ein kleines Lokal mitten im Gotischen Viertel. Gerade mal sechs Tische standen vor der Bar, und ich wusste, dass sich ganz in der Nähe eine ähnliche Gaststätte befand, Els Quatre Gats, in der bereits Picasso mit seinen Freunden zusammengetroffen war. Wir steckten schon mitten in einer Diskussion, die ich unbedacht vom Zaun gebrochen hatte. Am Hafen stehend hatte ich die Arme ausgestreckt, die salzige Luft eingeatmet und ausgerufen, wie großartig ich die Freiheit in dieser Stadt empfände, den Freiraum, der den Menschen bereits im Mittelalter das Tor zur Welt geöffnet hätte und den sie auch heute noch genossen. Dass er sich ausgerechnet am Begriff der Freiheit stieß, wäre mir in diesem Augenblick nicht in den Sinn gekommen.

Im Innern der Bar stieß er mich fast auf den Stuhl, gab dem Kellner mit Handzeichen zu verstehen, dass er uns eine Flasche Mineralwasser und zwei Gläser bringen solle, und fischte vom Tresen ein paar Pintxos, die er auf zwei Teller lud. Bevor ich zu Wort kam, zischte er, dass ich wohl nicht im Ernst

von Freiheit sprechen könne, angesichts der gewaltsamen Verhinderung des Abstimmungsorgangs durch die Zentralregierung, der nahezu lückenlosen Aufhebung der Autonomie und des politischen Schauprozesses, der die Existenzen von Menschen bloß wegen ihrer politischen und demokratischen Arbeit vernichte und auf Geheiß des Richters viele Beweise für deren Unschuld gleich gar nicht zuließe.

Mich verblüfften seine Vehemenz und die Ausdrücke, derer er sich bediente. Halbleise führte ich ins Feld, dass ich meine Aussage überhaupt nicht so gemeint hatte, doch dann sagte ich ihm offen, wie übertrieben mir seine Argumente vorkamen und dass ich mich in Katalonien oder auf den Balearen immer frei gefühlt hätte. Er schaute mich mit zusammengekniffenen Augenbrauen an und fragte, was ich unter diesem Gefühl verstünde und was ich davon auch für die Freiheit der ansässigen Bevölkerung hielte.

»Du kannst dich hier frei bewegen«, hob ich an, »deine Kinder können Schulen besuchen, ohne dass du um sie fürchten musst, es gibt eine freie Presse und du hast freie Berufswahl.«

»Und was ist mit meiner Sprache?«, entgegnete er.

»Sie wird doch gesprochen, oder nicht? Überall sehe ich katalanische Straßenbeschilderungen, man kann Bücher und Zeitungen kaufen, ihr habt katalanisches Fernsehen ...«

»Das sie abdrehen wollen.«

Ich stutzte. »Was heißt, sie wollen das abdrehen? Wer will das?«

»Die Zentralregierung. Die Rechtsparteien. Die Spanier. Tagtäglich bedrohen sie uns damit, es gab am Anfang sogar einen Anschlag auf den Redaktions-sitz, und sie bezeichnen TV3 als Propagandasender, nur weil er in katalanischer Sprache sendet und auch die katalanische Seite zu Wort kommen lässt.«

»Aber sie haben den Sender doch nicht geschlossen«, erwiderte ich, nachdenklich geworden, »Das ist vielleicht nur ein politisches Geplänkel, Schlagworte zur zugegeben negativen Stimmungsmache, wie man das von der Wahlwerbung her kennt.«

Er nickte und meinte: »Das ist schlimm genug. Aber ich bin sicher, sobald sie die absolute Mehrheit im Parlament haben, werden sie versuchen, ihren Plan umzusetzen. Dann ist die Pressefreiheit entweder stark eingeschränkt oder tot. Und sie ist nur ein Teil der Freiheit. Du musst schließlich das Gesamte betrachten.«

Durch ein Kopfnicken gab ich ihm recht, ohne genau zu wissen, was er darunter verstand. Dann aber glaubte ich ein weiteres, noch dazu sehr starkes, Argument für das Vorhandensein von Freiheit gefunden zu haben und rief: »Schau! Du kannst jederzeit andere Länder besuchen, ohne dass es dir jemand verwehrt, und wenn du zurückkehrst in deine Heimat, dann wird dir das auch niemand verwehren, und niemand wird dich deshalb oder wegen deiner Sprache in den Kerker werfen.«

»Du sprichst von Heimat«, nahm er den Faden auf, »aber was ist meine Heimat? Ist es tatsächlich der Staat, in dem ich lebe? Gilt das also für Madrid ebenso wie für Sevilla und Barcelona?«

»Davon gehe ich aus«, gab ich zur Antwort, aber er schien sich damit nicht zufriedenzugeben. Mit zwei Fingern umfasste er den oberen Rand des Glases und begann, ohne es zu verrücken, es hin und her zu schwenken. Als er den Kopf im selben Rhythmus verneinend schüttelte, verbiss ich mir ein Auflachen, weil diese Parallelität etwas Komisches hatte.

Grüblerisch fuhr er fort: »Sag mir, befinde ich mich tatsächlich in meinem Land, also in meiner Heimat, wie du es nanntest, wenn ich auf dem Flughafen von Madrid lande und dort von den Schalterbeamten scheinbar angeschaut und von der Guardia Civil doppelt und mit mürrischen Mienen überprüft werde, weil ich, wie man mir mit ein paar giftigen Bemerkungen zu verstehen gibt, Katalane bin? Und ja, wenn ich in Barcelona oder in València lande, kann mir genau das Gleiche passieren, aber nicht, weil es in diesem Staat üblich wäre, sondern weil die Flughäfen unter spanischer Hoheit liegen, die meisten Angestellten dort Spanier aus anderen Provinzen sind und die paramilitärische Guardia Civil, ein Überbleibsel der Diktatur, hier wie dort ihren Dienst versieht. Erst wenn ich draußen bin, mit dem Taxi oder dem Bus fahre, fühle ich mich, ja: sicher! Die Fahrer stammen nämlich entweder aus der Gegend oder es sind lateinamerikanische Gastarbeiter oder eingewanderte Andalusier, die sich ihrerseits oft bemühen, mit mir katalanisch zu sprechen, sogar, wenn ihre eigenen Sprachkenntnisse eher bruchstückhaft sind. Ist das wirklich mein Land, wenn mir der Kellner in Zaragoza oder Salamanca das Glas Wein, das ich bestellt habe, mit einem griesgrämigen Gesichtsausdruck auf den Tisch knallt, nachdem er meinen katalanischen Akzent bemerkt hat, und ich nachträglich feststelle, dass dieser Wein ein anderer, nämlich von schlechterer, Qualität ist als jener, den meine spanischen Freunde, die mit mir am Tisch sitzen, erhalten haben?«

Mich verstörte der ernste, in gewisser Weise resignierende Tonfall, in dem er

sprach, ein Tonfall, der bezeugte, dass er das, was er mir erzählte, selbst erlebt hatte. Mehrmals setzte ich zum Sprechen an, bis ich endlich erwiderte: »Aber das kann doch gar nicht sein, was du da alles erzählst. Ich meine, vielleicht sind das ärgerliche Einzelfälle, aber doch nicht das übliche Verhalten aller.«

»Weißt du«, lenkte er ein, »es ist schon so, dass nicht alle Spanier so denken oder sich so verhalten, das ist klar. Viele meiner eigenen Freunde sind Spanier, manche leben in Katalonien und verstehen zumindest passiv meine Sprache, andere kommen aus anderen Teilen des Landes, und wir sprechen selbstverständlich spanisch miteinander. Sie respektieren meine Kultur und meine Sprache, ebenso wie auch ich ihre Kultur und Sprache achte und schätze; und wenn die Zentralregierung oder der König eine Erniedrigung öffentlich macht oder die Guardia wieder einmal katalanische Passanten wegen des Gebrauchs ihrer Sprache verprügelt, ist das meinen Freunden furchtbar peinlich, weil so etwas angeblich in ihrem Namen geschieht. Doch andererseits kenne ich viele Spanier, bei denen ich das Gefühl habe, dass ihnen der Hass auf alles Katalanische von Kindheit an eingepflegt wurde. Für diese Leute sind wir Menschen zweiter Klasse, was sage ich: Wir sind Menschen dritter Klasse und haben in ihren Augen zu kuschen, uns an die spanische Kultur zu assimilieren und nichts zu wollen, was auch nur im Entferntesten mit unserer eigenen Kultur und Sprache zu tun hat. Und jetzt frage ich dich: Das soll Freiheit sein?«

Um nicht so ratlos zu erscheinen, wie ich mich fühlte, vollführte ich eine beschwichtigende Handbewegung und erläuterte ihm, für wie wichtig ich das Miteinander-Reden halte. Respekt und Anerkennung würden im Gespräch wachsen, was im Grunde auch mit Kennenlernen zu tun hätte. Von ganz zentraler Bedeutung wäre der Dialog, davon gab ich mich fest überzeugt.

Er seufzte, bevor er sagte: »Ohne Zweifel geht es um den Dialog. Aber ich möchte auch betonen, dass der Dialog ein ganz zentrales Merkmal meiner Kultur ist. Unsere gesamte Geschichte ist davon gezeichnet: Schon im Mittelalter gab es bei uns einen öffentlichen und friedlichen Dialog zwischen den Religionen, deren Vertreter sich in anderen Ländern unbarmherzig verfolgten, und Katalonien besaß das erste Parlament der Neuzeit, dem der – damals aragonsisch-katalanische – König ein Mitspracherecht einräumte. Und ganz besonders heute suchen wir den Dialog, einen Dialog mit der Zentralregierung, mit Madrid und den politischen Vertretern. Unser Präsident hat ihn laufend angeboten und eingefordert, aber auch du weißt: Ein Dialog kann nur dann stattfinden, wenn beide Seiten dazu bereit sind.«

Ich konnte meine Verlegenheit nicht mehr verbergen und schwieg, denn mir waren die zahlreichen Zeitungsberichte über die endlosen Versuche der katalanischen Regionalregierung, mit Madrid ebenso wie mit dem König ins Gespräch zu kommen, wohl bekannt. Gescheitert waren sie an einer Starrköpfigkeit, die nichts anderes als die bedingungslose Unterwerfung und den vollständigen Verrat am Wählerauftrag zuließ. Schon beim Lesen dieser Artikel hatte ich nicht verstanden, wieso der König, der sich als Monarch aller Völker in seinem Land verstehen sollte und dem diese Rolle sogar in der Verfassung zudedacht ist, wieso ein König, der seine Antrittsrede in Katalonien als Erster seiner Familie auf Katalanisch gehalten hatte, eine so plötzliche und absolute Kehrtwendung vollführt hat und seither einem Viertel seiner Untertanen – denn so groß ist der Bevölkerungsanteil der Katalanen – nur mehr mit Drohungen, Arroganz und Missachtung begegnet.

»Und, wird es jetzt keinen Dialog mehr geben?«, fragte ich zaghaft und dachte an die Zerrissenheit der katalanischen Bevölkerung selbst, denn es gab auch viele, die bereit waren, augenblicklich ihr historisches Erbe abzustreifen und hinkünftig durch und durch spanisch zu sein. Er zuckte mit den Schultern und zog eine müde Grimasse: »Wir werden es wieder probieren. Unsere Regionalregierung wird es probieren. Es ist ja nicht so, dass es keine spanischen Politiker gäbe, mit denen man auf Augenhöhe sprechen könnte, aber die haben leider nicht das Sagen. Unsere ganze Bewegung, die Unabhängigkeitsbewegung sucht den Dialog und möchte eine Lösung ausverhandeln und herbeiführen, bei der alle als Gewinner dastehen.«

»Ist das denn möglich?«, konterte ich spitz.

»Das wird sich zeigen. Angesichts dessen, was derzeit alles passiert, müsste ich mit einem Nein antworten. Aber ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben. Es muss einen Dialog geben. Nur so können wir aus diesem Schlamassel wieder herauskommen. Und nur so können wir miteinander leben.«

Ich empfand diese Worte als einen Schlusspunkt unserer Diskussion. Natürlich ließ mich das Gefühl nicht los, dass die politisch und inzwischen sogar gesellschaftlich verfahrenere Situation noch viele Jahre währen sollte. Ob am Ende eine Staatenföderation, ein unabhängiges Katalonien oder eine neue Autonomie stehen würde, vermochte ich ebenso wenig vorherzusagen wie er. Wir holten noch ein paar Pintxos von der Bar, und zu meiner Überraschung erläuterte er, dass diese Köstlichkeiten baskischen Ursprungs sind. In gemeinsamem Einverständnis bestellten wir eine Flasche Rotwein dazu und stießen auf das friedliche Zusammenleben und die Freiheit der iberischen Völker an.

Wolfgang Fels

## Freiheit

Lichtschein  
im Schatten  
erdrückender Zwänge

Flehend  
der Lidschlag  
heimlichen Hoffens.

**Sidonia Gall**

## **Endlich**

nichts müssen  
wachsen im eigenen Spiel  
ohne Enge

sich selbst spüren  
leben gruppenfern  
ohne Verlust

hinaus gehen  
über Grenzen  
ohne Gefahr

entkommen  
und ankommen  
ohne Verfolgung

geben  
teilen und schenken  
ohne Zwang

Neues gestalten  
grenzenlos bauen  
ohne Zerstörung

frei sein  
bleiben  
ohne Illusion

unendlich

Katharina Goetze

## Der Senior Change Manager Samsa geht baden und gewinnt an Profil

Diese Dinge passieren gerade dann, wenn man glaubt, man sei auf alles vorbereitet. Das ist klar.

Aber die Erkenntnis, dass ich meine Veränderung nicht ändern kann, traf mich erst, als ich heute Morgen aus der Badewanne stieg und das Wasser von meiner ledernen Haut abperlte, ohne Feuchtigkeit zu hinterlassen. Ich brauchte kein Handtuch; die Nässe formte sich auf mir zu kleinen Flüssen, die ihren Weg gen Boden fanden und in den Ritzen der Badezimmerfliesen mündeten, wo Ozeane entstanden. Ohne Erstaunen stellte ich fest: Ich war so schnell wie nie zuvor trocken, ich war gut gepanzert gegen das Wasser.

Ich hatte schon eine Weile zuvor den Verdacht gehegt, dass ich in eine Abwärtsspirale geraten war. In der Burnoutdiagnostik wahrscheinlich irgendwo zwischen Stufe sieben und elf. Man kennt das: Es beginnt mit Rückzug und Meidung sozialer Kontakte, dreht sich dann weiter zu deutlicher Verhaltensänderung, danach bei Stufe neun Depersonalisierung durch Kontaktverlust zu sich selbst und anderen, und so weiter. Bei Stufe zwölf sind die Suizidgedanken kaum mehr auszuhalten und werden in der Regel auch nicht mehr ausgehalten.

Ein paar Wochen oder Monate lang schon hatte ich mich seltsam gefühlt, irgendwie down und under pressure. Seit dem desaströsen Acquisition Pitch in Abu Dhabi mindestens, soweit ich mich erinnere. Als würde ein Gewicht auf mir lasten. Je höher ich mich reckte, je stolzer ich mich aufrichtete, desto weiter drückte es mich nach unten. Und ich griff ja immerhin hauptberuflich nach den Sternen, sollte ich an dieser Stelle erwähnen.

Die Frau war verreist, vielleicht war das schon eine Weile so. Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal von ihr gehört hatte. Ich hatte versucht, den Zustand, so gut es ging, zu ignorieren. Mir meine noise-cancelling headphones, die ich sonst nur auf Interkontinentalflügen benutzte, auf die Ohren geschoben, um das Grillenzirpen und Wellenrauschen loszuwerden. Heimlich hatte ich sogar ein paar Pilatesübungen gemacht, und dabei verzweifelt versucht, mein Powerhouse zu reaktivieren.

Gestern war es dann allerdings so schlimm geworden, dass ich mich fast krankgemeldet hätte.

Es war weniger das Unwohlsein selbst, als die Sorge darüber, dass es mir auffiel. Dass mein Körper plötzlich so präsent war, wie bei keinem Ultramarathon-Training, bei keinem High Intensity Workout zuvor. Wenn es mir in meinem Erwachsenenleben je irgendwie gegangen war, so konnte ich mich zumindest nicht daran erinnern. Das hier erschütterte mich.

Aber dann wog die Angst vor den Folgen einer Krankmeldung im Allgemeinen und im Speziellen meinem Chef, dem Director of People and Culture, der in zwei Wochen mein Appraisal durchführen würde, doch schwerer. Ohne einen nicht selbst verschuldeten Autounfall oder Dengue-Fieber brauchte ich es gar nicht zu versuchen.

Also schleppte ich mich durch den Tag. Doch all die Dinge, die mir sonst eine gewisse Befriedigung bereitet hatten – zum Beispiel im Vice President's Office unter den Augen der Board Members mit Keywords bekritzelte Papierbögen vom Flipchart reißen, allein im Aufzug meinen Elevator Pitch vor dem Spiegel üben und mich dabei filmen, nach 22 Uhr Emails ans Team weiterleiten, oder den Junior Associate bitten, sich bis morgen um meine Reisekostenabrechnungen von letztem Jahr zu kümmern – bewegten nichts in mir.

Nach vier hielt ich es nicht mehr aus und verließ, unter dem Vorwand, noch zwei Client Meetings und ein Working Dinner zu haben, das Office. Daheim brach ich schon auf dem Flur zusammen. Das Rooftop Loft war leer. Meine Atemgeräusche prallten an den perlgrauen Wänden ab und verstärkten sich zum Echo, so als hätte jemand die Bluetooth Speaker übersteuert. Ich lag auf dem Boden, starrte die Zimmerdecke an und fragte mich, warum niemand außer mir da war. Mein Hirn hatte die Steuerung verloren, ihm hierarchisch unterstellte Körperteile mutierten plötzlich zu Anarchisten, die gegen die Befehle von oben Sturm liefen und frech machten, was sie wollten. Es war ein Zappeln, ein Kribbeln, ein Surren und Zwitschern in mir, ein ganzer wildgewordener Zirkus mit Tigern und Zaubertricks, die ich selbst nicht durchschaute. Allmählich wurde ich starrer, und der Geruch abgezogener Tierhaut breitete sich aus. Mein Äußeres war ausgetrocknet, hart und unnachgiebig, und meine Bewegungen veränderten stufenweise ihre Frequenz. Ich merkte, wie nutzlos ich allein war. Das Verlangen, von jemand anderem, der die Richtung kennt, mitgenommen zu werden, jemandem einfach nur so zu folgen und behilflich zu sein, kam mir in den Sinn.

Der Gedanke machte mich wütend, dann ängstlich. Ich diagnostizierte eine tiefe Verunsicherung in mir. Sie saß ein paar Schichten unter der Oberfläche, hatte sich verkeilt unter dem Brustbein, wo sie leise und doch beharrlich vi-

brierte. Wie konnte das sein? Ich war doch gottverdammtnochmal ein Leader, kein Follower. Ich war ein Creator. Dafür hatte ich doch schließlich mein eigenes American-Style Office mit Jalousien am Ende des Ganges, samt gläsernem Besprechungstisch, gerahmter Banksy-Streetart an den Wänden und bequemen Bean Bags aus einer Kooperative in Guatemala. War ich nicht jemand, zu dem die Heerscharen von Teamleadern und Assistants ehrfürchtig aufschauten, dessen Blick sie bei flüchtigen Begegnungen auf den Korridoren lieber auswichen, jemand der wusste, wo es langgeht?

Doch als erfahrener Change Manager war mir auch klar, dass Change bei den Betroffenen nie gut ankommt. So auch bei mir nicht. Ich versuchte mir die einzelnen Stages nach Lewins Modell in Erinnerung zu rufen. Aber es ist etwas Anderes, wenn man sie auf sich selber anwenden soll, statt auf eine Gruppe alternder Telefonistinnen, deren Jobs nach Manila ausgelagert werden. Wie so viele meiner Stakeholder zuvor versuchte ich das Offensichtliche zu leugnen, wand ich mich, wehrte ich mich – und gab doch schließlich den Kampf gegen den Change auf. Ich resignierte, wurde schwächer, dann friedlicher. Ganz am Ende der Nacht embracete ich den Change sogar. Ich drückte mich fest an ihn und sog seinen salzigen Meeresgeruch ein. Dann wuschelte ich ihm durch das sonnengebleichte Haar und gab ihm einen kleinen Kuss auf die Nasenspitze, was uns beide zum Kichern brachte.

Heute Morgen dann, als der Change in der Küche war, wo er die Espressomaschine übersah und mir stattdessen ein Glas Milch warm machte, während ich das wimmelnde, wuselnde Leben in den Ozeanen zwischen den Badezimmerfliesen bestaunte, akzeptierte ich dann endlich, dass ich nicht mehr der Alte war. Ich würde nicht mehr in dieses Büro gehen, ich würde nicht mehr führen können.

Ich bin jetzt nur noch ein Wanderschuh. Das ist die ganze Wahrheit.

Ich bin graubraun, matt. Mit hellbraunen Schnürsenkeln, ohne Einlage, kein Markenname. Die Größe unlesbar, vielleicht eine 42, grob geschätzt.

Die Leute werden Fragen stellen, was das denn zu bedeuten habe, und ich werde keine Antworten geben können. Die Jüngeren werden es vielleicht noch als selbstironisches Statement interpretieren, der Rest die Blickrichtung ändern, von jetzt an auf mich herabschauen. So oder so wird man über mich reden. Ein Wanderschuh, gütiger Gott. Noch nicht mal ein Sneaker, noch nicht mal ein Mid Cut, werden sie sich zuraunen. Noch nicht mal „Just do it!“.

Aber was soll ich ihnen entgegen, wozu mich mit ihnen anlegen. Es ist ja so, wie sie sagen. Ich erhebe nicht mehr den Anspruch, irgendetwas Besseres zu sein.

Auf der Haben-Seite rechne ich mir zu, dass ich imprägniert bin und eine robuste Sohle mit ordentlichem Profil besitze.

Ich habe keinen Selbstzweck und kenne keine Selbstwirksamkeit.

Ich muss jemanden halten, um rennen zu können.

**Markus Grundtner**

## **Die AGB des guten Menschen**

Weil die Menschen keine Zeit hatten, Allgemeine Geschäftsbedingungen zu lesen, brachen neue Zeiten an.

\*\*\*

Irgendwann kamen die Abmahnschreiben – unzählige davon.

Manche Menschen warfen die Briefe weg, andere ersuchten befreundete Juristen um Rat oder begaben sich zur nächsten Anwaltskanzlei. Kanzleien wie jene meines Ausbildungsanwalts Dr. Walter Gehringer.

Vor jeder Erstbesprechung rieb sich Gehringer freudig die Hände.

Im Konferenzraum lag dann das Abmahnschreiben auf dem Besprechungstisch, während Gehringer lang und breit über den Inhalt und über mögliche Gegen- sowie Abwehrmaßnahmen dozierte.

Am Ende – wenn er genau eine verrechenbare Stunde geredet hatte – sicherte Gehringer zu, sich der Sache anzunehmen. Es hätte aber keine Eile, sagte er, die Angelegenheit sei ja gar nicht ernst zu nehmen.

Eines Tages fand Gehringer in der Kanzleipost eines jener Abmahnschreiben, das er mittlerweile in- und auswendig kannte, doch mit dem kleinen Unterschied, dass dieses Schreiben an ihn adressiert war. Und auf einmal bekam die neue Sache eine gewisse Dringlichkeit.

Zu mir sagte er: „Recherchieren Sie bitte alles für mich, was Sie dazu finden können. Es hat oberste Priorität.“ Gehringer ahnte, was vor sich ging: „Hier versucht jemand, unser Gesellschaftssystem neu zu arrangieren.“

Ich begab mich auf die Suche – dorthin, wo die Geschichte ihren Ursprung hatte.

\*\*\*

Es war einmal ein Betriebssystem.

Dieses Betriebssystem war die Grundlage des modernen Lebens. Jeder, der ein Smartphone oder ein Tablet benutzen wollte, und jeder, der mit einem Computer oder einem Kopiergerät arbeiten wollte, brauchte dieses Betriebssystem. Wie bei jedem Betriebssystem, musste auch bei diesem jeder Mensch vor der erstmaligen Verwendung einem Katalog vorformulierter Vertragsklauseln zustimmen, den AGB.

Mit seiner Zustimmung drückte der Mensch aus, den langen Katalog an Klauseln genauestens gelesen, in allen seinen Facetten verstanden und ganzheitlich akzeptiert zu haben. Die Zustimmung stellte somit die wesentliche Voraussetzung dar, um das Betriebssystem zu benutzen.

So zeigten sich alle mit dem Katalog einverstanden – in der Regel ohne auch nur ein einziges Wort davon gelesen, verstanden oder tatsächlich akzeptiert zu haben.

\*\*\*

Gehring war zwar Anwalt, verhielt sich in diesen Dingen aber nicht anders als die meisten.

Wenn wir in einem Taxi gemeinsam zu Gericht oder zu einer Besprechung fahren, saß er neben mir: Ein Smartphone in der einen Hand, mit dem er telefonierte, und sein zweites Smartphone in der anderen Hand, mit dem er Nachrichten tippte.

Am Telefon hatte er seine Frau. Er rechtfertigte sich, an diesem Abend wie so oft erst spätnachts nachhause zu kommen. Es sei wegen eines wichtigen Mandantentermins, der nicht aufgeschoben werden könne und sich kurzfristig ergeben habe. Während Gehring redete, suchte er auf dem anderen Smartphone nach den Begriffen „Restaurant“, „romantisches Abendessen“ und „diskrete Lage“.

Ein Mann wie Gehring, der weder Zeit für seine Ehe noch seine Familie hatte, hatte schon gar keine Zeit, um AGB zu lesen.

\*\*\*

Ich legte das an Gehring adressierte Abmahnschreiben auf einen Stapel mit vielen weiteren Abmahnschreiben auf meinem Schreibtisch.

Die an die Adressaten gerichtete Aufforderung lautete in allen Schreiben gleich: Aufgrund einer nachgewiesenen Verletzung der Allgemeinen Geschäfts-

bedingungen des Betriebssystems war der Nutzer oder die Nutzerin verpflichtet, umgehend die zukünftige Verwendung des Betriebssystems komplett einzustellen. Dies hatte jedoch zur Folge, dass diese Personen auch vom Gebrauch von Smartphones, Tablets, Computern und Kopierern ausgeschlossen waren.

Die Abgemahnten konnten gegen das Unterlassungsbegehren nur eines tun: Sie mussten sich an die AGB halten, deren Befolgung sie ja von vornherein akzeptiert hatten.

Sollten sie sich jedoch weigern, also den rechtmäßig geltend gemachten Unterlassungsanspruch missachten, drohte ihnen die gerichtliche Einklagung einer horrend bemessenen Vertragsstrafe.

\*\*\*

Weil sich Gehringer nicht weiter um sein eigenes Abmahnschreiben gekümmert hatte, er also nicht einmal darüber nachgedacht hatte, was er hätte tun müssen, um weiteres gerichtliche Ungemach abzuwenden, erreichte uns das nächste Schriftstück – eine Klage gegen Gehringer auf Schadenersatz in sechsstelliger Höhe.

Zum ersten Mal wurde auch der Grund für all die Abmahnschreiben genannt – die konkrete Klausel der AGB, gegen die Gehringer und so viele andere Menschen verstoßen hatten.

Sie lautete: „Durch Akzeptieren dieser AGB verpflichten Sie sich, ein guter Mensch zu sein.“

Doch keiner las die AGB, also bemerkte auch keiner die Klausel und keiner hielt sich daran – selbst nach Erhalt der Abmahnschreiben.

Bald kamen die ersten Mandanten mit ihren Klageschriften zu uns.

Weil es Gehringer persönlich betraf, war er in einer Kampfeslaune, wie ich es noch nie bei ihm gesehen hatte. Er verwendete Worte wie „Gerechtigkeit“ und „Sittenwidrigkeit“ und Wendungen wie „für die Rechte aller kämpfen“.

\*\*\*

Ich hatte keine Erklärung, wer die Klausel in die AGB eingefügt haben könnte, und wusste daher auch nicht, ob Absicht dahinterstand oder irgendjemandem ein Fehler unterlaufen war.

Klar war nur, dass die Abmahnschreiben und die Klagen automatisch erstellt worden waren. Es gab derartige Programme, die juristische Arbeitsprozesse komplett übernahmen.

Die Stellungnahmen des Softwareunternehmens gingen darauf gar nicht ein. Sie rückten die Ereignisse in ein positives Licht: als eine Konsequenz größten Bemühens um die Umsetzung unternehmerischer Sozialverantwortung.

Das Unternehmen gab an, einen freiwilligen Beitrag zur nachhaltigen Entwicklung der Menschheit leisten zu wollen, der weit über die Anforderungen der Gesetze hinausging.

Nach einem kurzen Gespräch mit einer ehemaligen Studienkollegin, die in der Rechtsabteilung des Softwareunternehmens arbeitete, erfuhr ich, dass vermutlich einer der vielen Sommerpraktikanten die Klausel hineingeschummelt hatte, und der Vorstand des Unternehmens dieses Organisationsversagen nicht zugeben wollte.

Der Vorstand zeigte daher keine Bereitschaft, auch nur in einem der Gerichtsverfahren einzulenken oder sich zu vergleichen. Alle Zeichen standen darauf, dass die Sache vor Gericht landen würde.

\*\*\*

Wie der Zufall so wollte, wurde Gehringers Fall zuerst verhandelt. Sein Verfahren wurde zum Musterprozess für alle weiteren.

Als ich für Gehring reherchierte und die Schriftsätze vorbereitete, drängte sich immer eine Frage vor all die anderen Fragen, die ich beantworten musste, um die Klage abzuwehren: Welches Rechtssystem könnte es als unzulässig erachten, Menschen zu verpflichten, gut zu sein?

Entgegen all meiner Mühen verloren wir in Gehringers Fall das Verfahren in erster und zweiter Instanz.

Für unser Rechtsmittel vor dem Höchstgericht setzte sich Gehringer selbst an den Schreibtisch.

Wie bei Verfahren im Stadium der letzten Instanz so üblich, war alles schon gesagt und vorgebracht worden. Nun argumentierte Gehringer, dass im Zivilrecht kein Platz sei für Weltverbesserungsprojekte.

Zur Überraschung aller Beteiligten folgte ihm das Höchstgericht und revidierte die bisherigen Entscheidungen. Das Höchstgericht urteilte: Es sei ganz egal, welch höheren Zweck die Klausel durchsetzen wolle – die Klausel sei schlichtweg überraschend, denn kein Vertragspartner hätte mit einer solchen Klausel in Software-AGB rechnen können. Daher sei die Klausel nie wirksam vereinbart worden.

Abgesehen davon wäre unklar, was überhaupt unter dem Begriff eines guten Menschen zu verstehen sei.

Nach Ansicht des Höchstgerichts hätten dies auch die Unterinstanzen so sehen müssen. Doch alle wären davon geblendet worden, was mit einer derartigen Klausel erreicht werden könnte.

\*\*\*

Die gesamte Kanzlei feierte.

„Nie wird jemand vergessen, was wir vor Gericht klargestellt haben“, sagte Gehringer und hob sein randvolles Bierglas, „Niemand kann gezwungen werden, ein guter Mensch zu sein.“

Er nahm einen Schluck. Wir nahmen einen Schluck. Das Bier schmeckte schal, es lag wohl schon viel zu lange im Kühlschrank. Anstatt es zu konsumieren, hätten wir es einfach weglegen sollen.

Gehringer nahm mich zur Seite: „Toll gemacht“, sagte er. Dann gab er mir seine Kreditkarte. „Aber besorgen Sie bitte neues Bier für uns“, sagte er.

\*\*\*

Die Supermarktkasse lehnte die Karte ab. Ich zahlte mit eigenem Geld.

Als ich in die Kanzlei zurückkehrte, hatte sich die Feier in eine Krisensitzung verwandelt: Alle Verträge, die Gehringer in den letzten Monaten mit Banken und Kreditkartenunternehmen abgeschlossen hatte, waren einseitig aufgelöst worden. Jedes von Gehringers Konten war gesperrt. Als Rückmeldung von den Kundenhotlines hatte er nur den Hinweis bekommen, dass er gegen die „Gute-Menschen-Klausel“ in den AGB der verschiedenen Verträge verstoßen hätte.

Mittlerweile hatte sich Gehringer auch all seine anderen Verträge angesehen – etwa sein Abonnement für juristische Zeitschriften und Datenbanken –, bei denen er gedankenlos den AGB zugestimmt hatte: Überall fand sich die „Gute-Menschen-Klausel“.

Wir besprachen uns: Einerseits hatte er eine höchstgerichtliche Entscheidung in seinem Sinne erwirkt, andererseits würde er gegen jede einzelne „Gute-Menschen-Klausel“ gerichtlich vorgehen müssen. Jedes neue Verfahren könnte dazu führen, dass ein Gericht der Meinung des Höchstgerichts nicht folgen würde. Gehringer müsste Dutzende Verfahren ausfechten, wobei er von seinen Konten und seinen sonstigen Hilfsmitteln, ohne die sich eine Kanzlei nicht führen ließ, abgeschnitten war.

Gehring er ging eine Weile vor mir auf und ab. Dann warf Gehring die Hände in die Luft. „Die Weltverbesserer“, sagte er, „haben gewonnen.“

Ab jetzt war es einfach so. Weil die Menschen keine Zeit hatten, Allgemeine Geschäftsbedingungen zu lesen, brachen neue Zeiten an.

Ich griff nach einem der frischen Biere, öffnete es und nahm einen Schluck. Es war das Beste, das ich je getrunken hatte.

**Max Haberich**

## **Die Rache einer Aufsichtsperson**

„Wie lange spricht die Alte denn jetzt schon?“

„Fünfunddreißig Minuten.“

„Um Gottes Willen.“

„Lang kann's nimmer gehen. Sie ist ja schon bei der sechsten Reihe.“

„Wieso sechste Reihe? Was ist denn das da vorne überhaupt?“

„Hast du denn nicht zugehört?“

„Nein.“

„Ein äthiopischer Wandteppich. Sechsenddreißig Bildfelder, sechs senkrecht, sechs quer.“

„Hatte sie nicht gesagt, sie wollte n i c h t jedes einzelne Bild erklären?“

„Das hat sie gesagt, ja.“

Kopfschütteln.

„Was hat ein äthiopischer Wandteppich überhaupt auf einer Hochzeit verloren? Was für einen Bezug hat das denn zum Brautpaar?“

„Pst – leiser.“

„Ach was, wir sitzen weit genug hinten. Schau' dich nur um – die Anderen langweilen sich auch zu Tode.“

„Der Bezug kommt sicher noch.“

„Da würde ich nicht drauf wetten.“

„Pst!“

„Ich möchte nur wissen, wer immer wieder solche Knalltüten zu Hochzeiten einlädt. Wer ist diese Frau überhaupt?“

„Freundin der Brautmutter. Irgendeine Tante aus dem Stadtmuseum Obersinsheim.“

„Na, das erklärt einiges. Zum Beispiel, dass sie darauf kommt, ihren Vortrag ‚Biblische Bettgeschichten‘ zu nennen. Wieso spricht sie denn hier überhaupt?“

„Hast du wirklich gar nicht zugehört?“

„Nein.“

„Heute ist doch die lange Nacht der Museen. Weilse heut nacht nicht in Obersinsheim sein kann, hältse eben hier ihre Führung. Oder zumindest einen Teil davon.“

„Darum bin ich ja gerade heute abend *n i c h t* in Obersinsheim, sondern hier, damit ich mir nicht diesen äthiopischen Wandsalat anhören muss.“

„Sei still – sie ist gleich fertig.“

„Hoffen wir’s – lang halt’ ich das nicht mehr aus.“

Soweit ein guter Freund von mir vor kurzem auf einer Hochzeit zu seinem Tischnachbarn. Der Bezug zum Brautpaar wurde am Schluss nicht hergestellt. Bei der Dame mittleren Alters, von der er da sprach, handelt es sich um meine Kollegin Agathe Juliane Irmtraud Wupprich. Sie war recht eigen, was ihre drei Namen betraf, schrieb sie überall aus und erwartete, je nach Tagesform, auch von besser bekannten Kollegen mit allen dreien angesprochen zu werden. Ich sage „war“, denn Frau Wupprich ist nicht mehr meine Kollegin. Das heißt, ihr Anstellungsverhältnis zum Stadtmuseum Obersinsheim ist ungewiss. Sie ist gegenwärtig auf unbestimmte Zeit beurlaubt. Wie es dazu kam, möchte ich auf diesen Blättern festhalten.

Unter uns: Es gibt spannendere Jobs als den eines Museumswärters. Es kommt auf das Museum an, wird mancher einwenden, aber ich sage: Das ist Quatsch. Ob im Louvre, im Prado oder eben in Obersinsheim – wenn man das Museum nicht bloß einmal als Tourist besucht, sondern gezwungen ist, tagaus, tagein immer wieder durch dieselben gottverdammten Räume zu wandern, hängen einem selbst weltberühmte Sammlungen irgendwann zum Halse raus. Man wird stumpf. Und die Ausstellungen von Obersinsheim können sich, ohne angeben zu wollen, durchaus mit denen größerer Kreisstädte messen. Außerdem muss man bei der heutigen Arbeitsmarktsituation nehmen, was man bekommt.

Aber ich wollte ja von Frau Wupprich erzählen. Die gute Frau war über dreißig Jahre im Dienst. Wissen Sie, was das heißt, dreißig Jahre als Museumswärter zu arbeiten? Ein normaler Mensch kann es sich eigentlich nur schwer vorstellen. Man wird schrullig, auch wenn man es einem nicht ansieht, und meistens sieht man es einem an; man verkümmert innerlich. Irgendwann empfindet man eine perverse Freude daran, Führungen mit den Informationen vollzuleistern, die man selbst in Endlosschleifen eingetrichtert bekommen hat. Die Besucher können ja auch nicht weg.

Man ist ehrlich überzeugt, die Gruppen, das ignorante Pack, *s o l l t e n* all diese Fakten wissen, die man selbst durch berufliche Nötigung gelernt hat, und dass man ihnen einen Gefallen, ja eine Gnade erweist, wenn man sie ihnen mitteilt – ganz gleich, wie belanglos das Thema für den Fortgang der Welt eigentlich sei. So die Argumentation. Und wenn man schon so weit ist, dann fehlen einem solche bocklangweiligen Veranstaltungen wie die Lange Nacht der Museen tatsächlich, wenn man etwa durch ein pädagogisch so wenig ertragreiches Ereignis wie eine Hochzeit verhindert ist, daran teilzunehmen; und man ärgert sich darüber. In dieser geistigen Verfassung hatte sich Frau Wupprich zum Zeitpunkt ihrer Beurlaubung nun schon seit längerem befunden.

Ich fand unser Museum anfangs auch toll. In dem Raum – es gibt insgesamt drei, und sie sind schon für läppische 15€ zu besichtigen – welcher den Portraits des 18. Jahrhunderts gewidmet ist, kann man in den Zügen einer Marquise oder eines einfachen Bauernmädchens Gesichtsausdrücke erkennen, die einem aus den Tiefen der Erinnerung an einen weit zurückliegenden Abend wieder ins Bewusstsein steigen; oder die man auf dem Weg hierher auf dem Antlitz einer Zeitgenossin bemerkt hat.

Die kreisstädtischen Sammlungen sind in der Villa eines ehemaligen Kunstblumenfabrikanten, Herrn von Pufendorf, untergebracht – einem würdevollen und doch nicht vom Historismus überladenen Gebäude, wie so manch anderes aus der Zeit um 1900. Es sind, falls ich das nicht schon erwähnt haben sollte, nur drei Räume, weil auch der Verkauf von Kunstblumen nach einem kräftigen Aufschwung um die Jahrhundertwende dann längere Zeit rückläufig war. Ein schlichter Klassizismus zeichnet die Fassade aus und zieht sich durch alle Räume, deren Decken mit kunstvollen Stuckdekorationen ausgestaltet sind.

Wie ich ihnen also zu erklären versuche: Anfangs war ich von unserem netten kleinen Museum recht eingenommen. Es sind die Besucher, die uns Museumswärtern die Arbeit verleiden, und darum kann ich den Grund für Frau

Wupprichs Beurlaubung auch sehr gut nachvollziehen. Wir haben eine Sammlung altassyrischer Wachswalzen, die südlich des Mains ihresgleichen sucht. Aber meinen Sie, die Leute interessieren sich dafür? In diesem Raum stand meist Frau Wupprich. Immer, wenn sie den Besuchern das geniale System der Assyrer zu erklären begann, mittels dieser Walzen die gleichen Keilschriftzeichen beliebig oft reproduzieren zu können – und das 4.000 vor Christus! – was für Rechnungen für Sandsäcke oder womit auch sonst die alten Assyrer in rauen Mengen gehandelt haben, eine immense Arbeiterleichterung gewesen sein muss – gingen die Leute einfach weiter. Nicht selten stießen sie dabei noch in einer Mischung aus Verachtung und Spott Luft durch die Nase aus.

Ich muss zugeben, ich habe Frau Wupprich auch nie zugehört. Vielleicht hatte es etwas mit ihrer Stimmfrequenz zu tun. Aber ihre Frustration, als Expertin für die vorchristliche Kultur Ostafrikas und des Nahen Ostens kaum je ein verständnisvolles Ohr zu finden, wo sie doch so viel zu sagen hatte, muss beträchtlich gewesen sein. Quod erat demonstrandum.

Das Einzige, was noch schlimmer war als ignorante Besucher, war Professor Heinzl. Er hielt den Lehrstuhl für Interkulturellen Transfer und Medientechnik am Seminar für Alt-Orientalistik an der Universität Bamberg inne. Frau Wupprich mochte ihn nicht, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zum einen hatte er es zum Lehrstuhlinhaber gebracht, während sie lange Zeit irgendwo im akademischen Mittelbau versumpft war. Zum anderen aber hatte er eine Art, Frau Wupprich zu belehren, dass ihr die Galle hochstieg. Denn nichts hasst ein Experte mehr – ob selbsternannt oder nicht – als einen anderen Experten auf dem gleichen Gebiet. Oft genug übernahm dieser Prof. Heinzl auch spontan, wenn Frau Wupprich einer Gruppe gerade etwas auseinandersetzte, kurzzeitig die Führung und hielt einen kleinen Vortrag zu einer bestimmten Wachswalze, bevor er sie weitermachen ließ. Er wilderte also auf ihrem Territorium, und zwar schamlos!

Man zähle zu diesen Ignoranten und Gelehrten zusätzlich die Haustierbesitzer, die sich heftig mit einem anlegen, weil ihre flohberittenen Wollknäuel nicht ins Museum dürfen; die kleinen Rotznasen, die mit ihren schokoladigen Fingern auf Gemälde patschen und den Alarm auslösen, worauf ihre übertoleranten Eltern noch lauter zu schreien anfangen als ihre Bälger. Und wir haben immerhin ein Bild, das nachweislich vom Schüler eines Schülers von Botticelli stammt.

Dann gibt es noch Frau Taubenreiter, die jeden zweiten Tag ins Haus kommt,

und immer wieder dieselben dämlichen Fragen stellt, obwohl sie unsere Bestände inzwischen auswendig kennt. Sie betrachtet uns als ihre erweiterte Familie und erzählt uns darum auch von den Krankheiten ihrer Verwandten in haarsträubendem Detail – Darmzustände haben diese Leute, Sie würden nicht glauben, dass Menschen sowas überhaupt bekommen können – und in der Situation können dann *w i r* nicht weg. Sie bringt uns regelmäßig Kekse, obwohl sie nicht backen kann, und sie schmecken abscheulich. Aber die gute Dame lässt es sich einfach nicht ausreden.

Nun verstehen Sie vielleicht, warum wir Museumswärter so werden, wie wir sind. Wir haben erhebliche Nachwuchsprobleme. Es ist ein harter Job, mit immensem psychologischem Druck verbunden. Darum sind wir auch so unaussprechlich froh, wenn uns endlich einmal jemand zuhört.

Eines Tages also geschah es. Es musste irgendwann passieren, es war unvermeidlich. Für Frau Wupprich war es ein besonders schwerer Tag gewesen. Zu allem vorher Beschriebenen kam noch hinzu, dass sie in einem von Frau Taubenreiters ungenießbaren Keksen mit ihrer Krone auf ein Metallstück gebissen hatte, das sicher nicht aus Absicht oder Bosheit dort hineingeraten war. Unter erheblichen Schmerzen leidend sah sie bei einer Führung zu allem Überfluss noch Prof. Heinzl auftauchen, der bald, mit ungeheurer Herablassung kaum Notiz von ihr nehmend, einen kleinen Vortrag vor ihrer Gruppe über assyrische Keilschrift. Vor *i h r e r* Gruppe! Das war genug. Zuviel ist zuviel.

Sie schlich sich von hinten an Prof. Heinzl heran, was ein, zwei verwunderte Blicke auf sich zog, setzte mit Daumen und Mittelfinger unmittelbar hinter des Gelehrten Ohrläppchen an und ließ im Augenblick größtmöglicher Anspannung los. Der Schrei, der folgte, war in allen drei Räumen des Museums zu hören. Und Frau Wupprich wurde für unbestimmte Zeit beurlaubt. Aber wie sie ihre Sachen zusammenpackte, war ein breites, zufriedenes Grinsen auf ihrem Gesicht zu sehen. Ich glaube, sie hätte um ein Haar laut gelacht.

Jürgen Heimlich

## **Gibt es überhaupt Freiheit?**

Gernot und ich treffen uns jeden Freitag in unserem Stammcafé. Egal, ob Sommer, Winter, Frühling oder Herbst. Sogar dann, wenn heiliger Abend, Ostern oder Staatsfeiertag ist. Es ist ein Ritual, das wir im Laufe vieler Jahre lieb

gewonnen haben. Wir begegneten uns erstmals im Rahmen eines Seminars zur Stärkung der Resilienz. Wir wissen beide, dass solche Seminare keinen Sinn ergeben, aber entscheidend ist, dass wir uns kennen gelernt haben. Schnell stellte sich heraus, welche Bedeutung die Literatur für uns hat. Gernot liest bevorzugt Bücher von Philosophen, ich eher historische Romane. Es lässt sich also nicht von der Hand weisen, worüber sich unsere Gespräche oft drehen.

Auch an diesem Freitag vor drei Wochen war es so. Gernot saß bereits an einem Tisch im Gastgarten und las in einem Buch. Als ich näher kam, schaute er auf und begrüßte mich mit einem festen Händedruck. „Salve, mein Freund.“ „Salve, Gernot“, erwiderte ich den Gruß. „Wartest du schon lange?“ „Was ist schon Zeit?“, fragte Gernot und schaute auf die Uhr. „Es gilt, den kurzen Aufenthalt auf diesem vom Menschen gefährdeten Planeten halbwegs zu nutzen.“ Dagegen konnte ich keinen Einwand anbringen. Der Kellner kam und ich bestellte einen Radler. In der Sommerzeit mein Lieblingsgetränk, auch Gernot war diesbezüglich auf den Geschmack gekommen. Bald standen zwei Radler vor uns, und wir prosteten uns zu. Ich genehmigte mir einen ausgiebigen Schluck. „Nun“, sagte dann Gernot und wischte sich den vom Radler befeuchteten Bart ab. „Gibt es Neuigkeiten?“ Ich nickte. „Ich bin von dem Buch, das du mir geborgt hast, begeistert.“ Ich kramte kurz in meinem Rucksack und holte das Buch hervor. „Freut mich, dass du etwas mit dem Buch anfangen konntest“, sagte Gernot und lächelte mich an. „Wie war dein Eindruck, was magst du mir sagen?“

Eine Woche zuvor hatte mir Gernot Das Fest der Bedeutungslosigkeit in die Hand gedrückt. Zu diesem Zeitpunkt kannte er das Buch schon sehr gut. Milan Kundera ist unser beider Lieblingsautor. Jedenfalls mag ich seine Romane sehr, die Essays finde ich zum Unterschied zu Gernot nicht so gelungen. Das spielte aber keine Rolle, wenn es darum ging, Das Fest der Bedeutungslosigkeit gemeinsam zu begehen. „Du hast mit deiner Einschätzung wieder genau ins Schwarze getroffen. Solche Bücher bereichern das Leben ungemein. Ich konnte einiges mitnehmen.“ Gernot bestellte einen weiteren Radler, er schien angesichts der drückenden Hitze und Temperaturen um die 35 Grad einen starken Durst zu haben. Ich nahm dies zum Anlass, ebenfalls einen zweiten Radler zu ordern, obzwar mein Getränk noch nicht vollständig durch meine Kehle geronnen war. Aber in ein paar Minuten würde es soweit sein und Zeit spielt auch für mich keine so große Rolle. „Du weißt, dass ich Viktor Frankl als meinen Mentor ansehe“, begann ich mit meiner Ausführung. „Und dieses Buch von Kunde-

ra hat mich viel an Frankl denken lassen. Ich hatte ja die Freude, einen der letzten Vorträge von Frankl zu hören. Und da ging es um Grundsätzliches. Danach habe ich mich daran gemacht, viele Werke von Frankl zu lesen. Frankl sprach bei seinem Vortrag davon, dass die genetische Struktur, also was der Mensch von seinen Eltern und Vorfahren genetisch mitbekommen hat, vorgegeben ist. Das ist ein wesentliches Element der menschlichen Natur. Das Zweite ist der Faktor der Sozialisierung. Also, wo und unter welchen Voraussetzungen der Mensch geboren wird und aufwächst. Niemand kann sich das aussuchen. Es ist einfach so. Der Eine wächst in Wien, der Andere in Kairo und der Dritte in Damaskus auf. Der Eine in eine reiche, der Andere in eine arme Familie. Sowohl die genetische Disposition als auch die Sozialisierung sind Konstanten. Dagegen kann sich niemand auflehnen oder der Auffassung sein, daran etwas ändern zu können. Doch der entscheidende Aspekt ist der Dritte, auf den Frankl hinweist. Er nennt diesen den Willen zum Sinn. Der Mensch hat einen Grad an Freiheit. Er kann selbst mitbestimmen, wie sein Leben verläuft, er kann ein Stück weit versuchen, seinem Leben einen Sinn zu verleihen. Das bedarf einem Willen, der fest im Menschen verankert ist. Und nun der Bezug zu Kundera und dem Fest der Bedeutungslosigkeit. Laut Kundera bzw. einer seiner Romanfiguren ist dieser Spielraum an persönlicher Freiheit gering. Es ist nur eine Winzigkeit. Selbst interpretiere ich es so, dass dieser Faktor vielleicht nicht einmal ein Prozent des Menschen ausmacht. Aber, und das ist der enorm wichtige Punkt dabei, dieser winzige Spielraum macht den Menschen aus. Der Mensch kann eine Persönlichkeit entwickeln, er kann eigene Meinungen bilden, er kann sich sogar selbst erfinden. Was Kundera in diesem kleinen Roman oder dieser längeren Erzählung verhandelt, ist nicht mehr und nicht weniger als das Leben selbst und welche Perspektive der Mensch dazu einnehmen kann. Wir können unsere genetische Struktur und unsere Sozialisierung nicht wegwischen, aber wir haben die Freiheit, unseren Spielraum zu nutzen, um zu einer starken Persönlichkeit zu reifen.“

Nach meinen Ausführungen kam auch schon der Kellner und stellte zwei Radler auf den Tisch. „Moment“, sagte ich, und trank den Rest meines ersten Radlers aus und drückte dem Kellner dann das leere Glas in die Hand. „Danke“, sagte ich in Richtung des Kellners. Gernot nahm sofort einen kräftigen Schluck aus seinem Glas, das gleich wieder nur halb voll war. „Diesen Aspekt habe ich gar nicht so stark gesehen“, sagte er schließlich. „Das hängt aber wohl damit zusammen, dass ich keineswegs sicher bin, was die Freiheit des Menschen betrifft. Möglicherweise haben wir keine Wahl und es gibt keinen freien Willen. Und

dieser kleine Spielraum existiert gar nicht. Ich will es nicht völlig ausschließen, mein lieber Freund. Doch diese Möglichkeit kannst du auch nicht außer Acht lassen. Es mag sein, dass wir einfach tun, was zu tun ist und nur glauben, es sei unsere persönliche Entscheidung. Tatsächlich folgen wir nur Mustern, die in uns angelegt sind.“ „Sag mal, sollten wir uns nicht auch einen Eiscafé bestellen?“, sagte ich unvermittelt zu Gernot. „Das ist übrigens eine Frage, die aus meiner persönlichen Freiheit erwächst, mich für eine harte Arbeitswoche zu belohnen.“ Gernot streckte den rechten Daumen nach oben. „Du hast gewonnen, bestellen wir Eiscafé.“ Wenig später genossen wir auch schon den Eiscafé, der ziemlich stark war. „Zurück zum Thema“, sagte ich schließlich. „Für Kundera ist ja Das Fest der Bedeutungslosigkeit das Leben an sich. Jedenfalls, wenn wir von diesem Roman ausgehen, den du mir dankenswerterweise geborgt hast. Es wird viel philosophiert und auch ein wenig gefeiert. Das Leben als Fest, das keine Bedeutung hat. Insofern wir Menschen keinen freien Willen haben, ist unser Leben in der Tat ohne Bedeutung. Klammern wir den Willen zum Sinn aus dem Leben aus, bleibt nur so etwas wie eine vorgestempelte Visitenkarte, wenn wir auf die Welt kommen. Das wäre ein Gegensatz zu John Locke und seinem white paper. Ich bin da auf der Seite von Locke: Wir Menschen beschreiben unser persönliches Lebensbuch ganz individuell. Es ist nicht so, dass das Buch bereits mit dem Beginn des Lebens geschrieben ist.“ Gernot sprach an diesem Freitag weniger als sonst. Er ließ mich in aller Ruhe meine Leseerfahrung und meine Erkenntnisse daraus vorbringen. Doch nun holte er, nachdem er einen weiteren Radler beim Kellner geordert hatte, zu einer längeren Antwort auf meine Vermutungen aus. „Es freut mich sehr, dass du so angetan von Kunderas Buch bist. Wir haben das Privileg, uns über derartige Dinge den Kopf zu zerbrechen. Stelle dir vor, wir lebten irgendwo in Afrika und unser Dasein wäre davon bestimmt, irgendwie zu überleben. Wenn wir in Armut lebten und nur alles daran setzen müssten, um nicht zu sterben, um unsere Familien zu ernähren. Es wäre keine Zeit, soweit zu denken. Der winzige Spielraum, den du ins Spiel gebracht hast, wäre dann nicht von Belang. Wir haben das Privileg, zumindest den Gedanken an diesen Spielraum zu entwickeln. Aber gibt es diese Freiheit überhaupt? Ist es nicht vielmehr so, dass wir den Spielraum gerne hätten, weil wir unser Leben nicht festlegen wollen? Mir ist schon klar, dass dies gegen die These von Viktor Frankl verstieße. Er hat im Konzentrationslager die unfassbarsten grauenhaften Erfahrungen gemacht, und war sich sicher, dass nur jene Menschen die Chance hätten, das Konzentrationslager zu überleben, die über sich selbst und ihre Situation hinaus denken. Die darüber reflektieren, wie es später sein wür-

de, wenn alles überstanden wäre. Die Kraft ihrer Fantasie Tag für Tag ein klein wenig der eigenen Situation entrückt wäre. Frankl sprach auch von Selbstdistanzierung, der Überwindung des Fokus auf die eigene Misere. Was aber, wenn die Rechnung nicht aufgeht und es den freien Willen doch nicht gibt? Manche Menschen sind stärker als andere. Das hat die Natur so eingerichtet. Dagegen kommen wir nicht an. Und dann feiern wir mit Kundera Das Fest der Bedeutungslosigkeit und gut ist es. Du weißt freilich, dass ich den freien Willen nicht ausschließe. Ich bin kein fundamentaler Atheist, der nur daran glaubt, dass alles den naturwissenschaftlichen Gesetzen gehorcht. Vielmehr bin ich der Ansicht, diese naturwissenschaftlichen Gesetze sind auch nur Vorstellungen vom Menschen und bilden somit eine spezifische Sicht der Dinge ab. Ja, es gibt Belege für Aspekte, die das Leben ausmachen. Die biochemischen Prozesse, die in uns ablaufen, beispielsweise. Darüber hinaus aber nichts gelten zu lassen, finde ich sehr kurzsichtig. Wenn es Gott gibt, dann hat er den freien Willen in uns Menschen angelegt. Schließlich sollen wir ja auch entscheiden können, ob wir an Gott glauben oder nicht.“

Wir saßen schon knapp zwei Stunden in unserem Stammcafé und hatten bereits jeweils drei Radler und einen Eiscafé genossen. An diesem Nachmittag blieb das Buch von Kundera unser einziges Gesprächsthema. Es warf so viele Fragen auf, allein schon, was die Freiheit des Menschen betrifft, sodass wir gar nicht anders konnten als darüber reden. Ja, es war, davon war jedenfalls ich überzeugt, unser freier Wille gewesen, Das Fest der Bedeutungslosigkeit speziell auf die Frage der Freiheit hin zu beleuchten, die ich aus dem Buch heraus gelesen hatte. Natürlich hat das Buch noch viel mehr zu bieten. Es geht auch um Entschleunigung, um die Beziehungen der Menschen zueinander, um die Liebe, um Freundschaft. Gernot und ich waren uns darüber einig, dass Das Fest der Bedeutungslosigkeit, selbst wenn es seine Berechtigung hat, nicht zu ernst genommen werden sollte. Egal, ob es einen Spielraum gibt oder nicht, egal ob wir von diesem Spielraum überzeugt sind oder nicht: Das Leben ist dazu da, nicht vergeudet zu werden. Und das ist die Hauptsache. Dem Leben kann Viktor Frankl entsprechend Sinn verliehen werden, ob dies nun von einem freien Willen ausgeht oder auch nicht. Und selbst wenn dies bedeutungslos ist, ist es doch ein Zeichen dafür, dass der Mensch lebendig sein und über sich hinaus denken kann.

Gernot und ich machten zum Abschluss unseres Treffens einen kleinen Spaziergang durch die Stadt. Vor dem Stephansdom übergab ich ihm ein Buch. „Oh“, rief Gernot erfreut aus. „Das Leben ist anderswo! Das einzige Werk von

Kundera, das ich noch nicht gelesen habe. Herzlichen Dank!“ Ich drückte ihm freundschaftlich die Hand. „Das ist ein Geschenk, mein Lieber. Und bei unserem nächsten Treffen in einer Woche haben wir wieder ein schönes Gesprächsthema. Ich freue mich schon darauf.“ Gernot packte das Buch sorgfältig in seine Tasche. „Ganz meinerseits. Unsere Treffen sind immer sehr inspirierend. Bald auf ein Neues!“ Für heute trennten sich unsere Wege. Gernot ging in Richtung U-Bahn, ich nahm die Gelegenheit wahr, und begab mich in den Stephansdom. „Es gibt den freien Willen ganz sicher“, dachte ich mir, und nahm in einer der hintersten Bänke Platz, um an der bald beginnenden Messe teilzunehmen.

**Barbara Klein**

## **Luft nach oben**

Der Wecker läutet. Er schreit mich an. Wach auf! Wach doch endlich auf! Ich drehe mich zu ihm um, schaue auf die Zeit und nehme mir nochmal zehn Minuten Schlafenszeit. Ich nehme sie mir einfach. Ich stehle sie vom Aufwachbeginn, wo Nacht und Tag zusammen treffen. Wo die Vögel schon durch die Jalousien zwitschern und die Sonne ihre Strahlen webt. Ich komme dem Weckeralarm zuvor und drücke ihn endgültig ab. Für diese Nacht bin ich fertig mit ihm. Was dann kommt ist Pflichtübung, eingeübt in schemenhaften Rastern und abgelegt in Schubladen. Zähneputzschublade auf, zu. Ankleideschublade auf, zu, nach einigem Zögern wieder auf. Man ist mit seinem Outfit für den Tag nicht zufrieden. Die hellere Hose ist heute dran, ausgeführt zu werden. Die freut sich mit mir und fühlt sich total frei, am Fahrrad in der Morgenfrische durch die Welt zu kurven. Ich fühle mit den Vögeln, den Insekten, den Bäumen, den Wolken. Wie sie um mich schweben und summen und pfeifen. Alles voller Leben und Leidenschaft. Das ist Glück, das ist Freiheit. Denke ich mir und muss schon wieder abbremsen. Stopp. Rote Ampel. Fußgängerübergang. Ein Seufzer überkommt mich, weil ich total im Fluss der Glücksgedanken versunken war. Dem jäh Einhalt geboten wird. Von menschlichen Regeln durch technische Hand. Das muss so sein, sagt mir meine innere Vernunft. Denn wo würden wir hinkommen, wenn jeder macht was er wollte. Also zum Beispiel über rote Ampeln zu fahren. Im Einzelfall fällt es wohl nicht ins Gewicht, aber wenn alle dasselbe denken und das gleiche Falsche tun, jeder in seine Richtung und mit seinen Gedanken, hätten wir Chaos pur. Oder gäbe es ein inneres Regulativ, eine Art Vernunftzeigefinger, der jedem einzelnen das Richtige sagt? Und wir instinktiv

das Richtige tun? Ich muss den Kopf schütteln, diese Vorstellung vom regelfreien Zusammenleben ist abstrus und haarsträubend. Kann nicht gutgehen. Jeder muss ein bisschen Freiheit für ein gutes Miteinander opfern. Ist mein erster Gedanke, aber fühlen wir uns persönlich dann auch wirklich frei? Als die Ampel auf Grün schaltet, springe ich in die Pedale und spüre schon wieder den leichten Luftzug vom Gegenwind. Die Freiheit hat mich wieder.

Aber was, wenn Menschen nicht so wie ich von nur zivilen Regeln, die ein bisschen die Freiheit begrenzen, betroffen sind, quasi um ein normales Zusammenleben zu sichern. Was, wenn Menschen tatsächlich ihrer physischen Freiheit beraubt werden. Gefangen sind. Und nicht wie ich locker in Pedale treten können, und ab geht die Post. Das stimmt mich nachdenklich. Denn Menschen, ganze Völker und Kulturen wurden schon durch Freiheitsberaubung unterdrückt, um einem höheren Ziel, dem der Macht, zu dienen. Macht über andere haben, Macht ausüben durch Gefangennahme und Folter. Brechen des Widerstandes, Aufbrechen des Willens freier Menschen. Ich hier in meiner Wohlfühlblase fühle mich schon beengt und unfrei, wenn ich dann in den nahenden Zug mit den sehr engen Sitzreihen steigen muss. Mit Taschen bestückt, zwänge ich mich durch den Gang und stopfe mich in den Sitz. Ich atme ein und aus, hole tief Luft. Geschafft. Was für eine Hetzerei. Aber was ist das schon? Ich habe auch im engen Zug alles, ich kann alles machen. Alles, was innerhalb des Verhaltenskodex liegt. Dem des Zugunternehmens. Und ich bin schon wieder Regeln unterworfen. Aber laute Musik hören, Passagiere anpöbeln oder die Sitze schmutzig machen tue ich jetzt auch wieder nicht. Das widerspricht meinem inneren Verhaltenskodex und auch dem Regelwerk des Transportunternehmens. Sogar ich hab da drinnen in mir Schranken, die mir meine eigene Freiheit beschneiden. Aber ich fühle mich gut dabei und kann im Einklang damit und mit mir leben. In Balance, würde meine Yogalehrerin sagen. Aber was sagt sie dazu, dass ich innerlich schon wieder fluche, weil der Zug gerade auf freier Strecke eine Notbremsung hinlegt. Um was zu tun? Menschen, die es eilig haben, davon abzuhalten, pünktlich am Bestimmungsort anzukommen?

Ich seufze tief und denke, dass ich in einem schlechten Film bin. Den kann ich wenigstens abschalten oder das Kino verlassen. Beim Zug ist das jetzt nicht gerade ratsam. Ich fühle mich in meinem Zeitkorsett gefangen, weil ich nun den frühen Termin nicht schaffe. Ich kann nur weitermachen, weiterhoffen. Auf meine Freiheit, die dann endlich kommt, wenn der Zug angekommen ist. Dann öffnen sich die Türen, und ich steige aus. Frische Luft, Freiheit atme ich.

## Hände sollen nicht abgeschlagen werden

Der Alte musste husten. Der Junge betrachtete ihn kurz. „Er ist mir so überhaupt nicht ähnlich!“ Er schob den Rollstuhl ein wenig zur Seite, um sich daneben setzen zu können. Die Triesting führte mehr Wasser als sonst. Der Boden war feucht, was ihn aus welchem Grund auch immer heute störte. Der Alte redete einfach weiter, der Junge wusste nicht, ob er ihm zuhören sollte.

„Der Golfplatz hat uns kaputt gemacht. Auf die Hand er mir versprochen, solange ich lebe, den Acker nicht zu verkaufen. Und jetzt ist das Land weg. Und der Golfplatz da.

Die Hand hat er mir gegeben. Geschworen hat er es. Und dann war das alles nichts wert. Ich kann nicht verstehen, dass gerade er das tun kann. Damals, als wir noch auf der anderen Seite der Triesting gewesen sind, da war er so...“ Er suchte nach dem passenden Wort. Der Junge wollte deutlich machen, dass ihm dieses Wort genauso egal war wie diese Geschichte und wie das Land überhaupt. Er öffnete eine Dose Bier und hielt sie dem Alten hin. Selber nahm er sich auch eine und zündete sich eine Zigarette an.

„Inspiriert!“ Der Alte schaute versonnen auf das Bier, dann auf seine rechte Hand, dann lächelte er. „Damals... Er war begeistert gewesen, hat gerufen, wir sollten jetzt alle mitkommen, es würde uns gut gehen. Viele von uns glaubten ihm, andere gingen einfach so mit, ohne sich viel dabei zu denken. Als wir dann bei der Triesting waren, wusste keiner weiter. Sie war ja damals noch so breit, dass keiner durchgekommen ist. Nur verschwommen sah man auf die andere Seite. Sie ist immer mehr ausgetrocknet, hat sich verändert, das Land ist schmutzig, feucht und ohne Seele. Die Triesting ist schwach.“

Der Junge musste an früher denken. Da war eine orangene Tasche gewesen, da waren Wurstsemmeln und Apfelsaft. Er glaubte, er konnte sich an einen rosaroten Kaugummi erinnern. Der Bach hatte wenig Wasser geführt, und sie hatten einen Damm aus Steinen errichtet. Er war ausgerutscht. Dann hatten sie alle gelacht.

„Wir sind ihm also nach. Keiner von uns hat gewusst, warum eigentlich. Dann war der Weg aus. Vor uns war der riesige Fluss, hinter uns sind die anderen gewesen. Es war aus. Einfach aus – und gleich darauf ging es doch weiter. Keiner von uns hat sich das vorstellen können! Das Wasser ging wirklich zur Seite! Wir waren zu müde gewesen, offen zu sagen, nein, wir glauben es einfach nicht.“

Dann wären wir wieder nach Hause gegangen, hätten Wein getrunken und über diese Sache keine weiteren Worte verloren. Es war nicht das erste Mal gewesen, dass wir zuerst alle begeistert gewesen sind und uns schon ausgemalt haben, was wir alles mit der neugewonnenen Freiheit anfangen möchten – und dann war wieder nichts.

Und wir haben nachher dann nicht darüber gesprochen, weil es unangenehm gewesen wäre. Außerdem haben wir keine Lust gehabt.

Er hat sich ungemein viel auf unsere Flucht eingebildet und ist dann sogar mit neuen Vorschriften gekommen. Der hat aber gesagt, dass das gar keine Vorschriften sind, weil sie gut sind und auch zu uns passen. Die Leute hat das nicht interessiert, sie sind lieber tanzen gegangen. Das hat ihm überhaupt nicht gepasst, er hat herumgeschrien, dass wir wieder zurück über die Triesting müssten.

Doch eigentlich hat ja alles im Wasser begonnen. Beim Baden in der Triesting habe ich deine Mutter kennengelernt! Es war ein heißer Tag und viele Leute waren beim Wasser. Auch Mädchen sind bis zu den Knien im Wasser gestanden und haben herumgealbert. Ich habe getan, als würde ich ausrutschen, und sie dabei angespritzt. Ihre Leibchen sind nass geworden und haben an ihren Körpern geklebt. Ich habe mich entschuldigt, sie auf ein Eis eingeladen, mit ihnen geredet, nicht nur geredet. Ich brauche dir das doch nicht zu erzählen!“

Der Alte musste husten. Der Junge betrachtete ihn kurz. „Er ist mir so überhaupt nicht ähnlich!“ Er schob den Rollstuhl ein wenig zur Seite, um sich daneben hinsetzen zu können.

Der junge Mann zündete sich eine Zigarette an. „Warum bist du damals einfach weg gegangen?“

„M. hat gesagt, wir sollen gehen!“

Er hielt ihm wortlos eine Bierdose hin. Der Alte nickte, worauf der Junge sie öffnete und sie ihm in die Hand drückte. Dann öffnete er sich auch eine Dose und nahm einen kräftigen Schluck.

„M. hat gesagt, wir sollen gehen,“ wiederholte der Alte. „Außerdem war es wirklich fürchterlich“, setzte er leise nach. „Und wir haben gehofft, dass es besser wird. Viel besser.“

„Und: ist es besser geworden?“

„Ich weiß nicht.“

„Du hättest einfach nicht weggehen dürfen. Und wenn doch: Wenigstens einmal mit mir darüber reden. – Du hast mir nie etwas darüber gesagt.“

Der Alte schwieg.

„Die Triesting war einfach nicht mehr da“, sagte er mehr zu sich selbst.

„Damals war nicht alles schlecht. Außer ein paar Schauspielern hat kein Mensch Golf gespielt, niemand hat gedroht, Hände abzuschlagen, wenn Unrecht passiert ist, und das Wetter war schön.“

Der junge Mann hatte noch nie Golf gespielt,

„Weißt du, wovor ich wirklich Angst habe? Wenn wieder jemand flüchtet, wenn wieder der Fluss zurückweicht, was ist dann?

Liegt dann alles sichtbar, was wir weggeworfen haben?

Bekommen dann andere eine Chance, gut zu leben?

Was ist mit uns?“

Die Sonne war untergegangen. Der Junge warf vier Bierdosen und eine leere Packung Zigaretten in das Wasser. Dann schob er den Rollstuhl des Alten nach Hause.

**Ingeborg Kraschl**

## **Gegenwind**

Der Sommer ließ sich nicht mehr aufhalten. Die kühlen, verregneten Tage fanden ein Ende und ein wolkenloser Himmel erstreckte sich weithin. Es roch nach Sonne und Wärme.

Milder Wind glitt über ihre nackten Beine, als sie mit dem Rad am Fluss entlangfuhr. Auf den Bäumen, die den Weg säumten, gaben Vögel mit lautem Gesang ihre Freude kund, der Fluss toste neben ihr mit betäubender Melodie und trug das Gletscherwasser selbstbewusst mit sich. Sie konnte beinahe nach dem Glück greifen, das in der Luft lag.

In der Stadt herrschte ein reges Treiben und auch sie tauchte darin ein. Zahlreiche Menschen schoben sich durch die Straßen, überwiegend Touristen aus allen möglichen Ländern. Immer wieder geriet sie zwischen Reisegruppen, vor allem japanische. Sie hatte den Eindruck, diese bevölkerten die halbe Stadt.

Die Hitze steigerte sich im Lauf des Tages und man konnte ihr bald nirgends mehr entkommen. Die Urlauber fielen in ihrer leichten Bekleidung auf, besonders die Frauen zeigten sich freizügig. Glücklicherweise hatte sie für den heutigen Tag das leichte Seidenkleid gewählt.

Plötzlich geriet sie in eine Gruppe von Menschen, die in letzter Zeit das Stadtbild befremdend veränderten, zahlreiche bis ins Gesicht verschleierte Frauen, in schwarzen Burkas, die beinahe den ganzen Körper verhüllten. Neben ihnen spazierten Männer in kurzen Hosen und Sandalen, entspannt und selbstgefällig. Es schauderte sie, wie heiß es unter dieser Kleidung sein musste. Vielleicht waren sie an höhere Temperaturen gewöhnt und hielten ihre Kleidung für den besten Sonnenschutz? Aber warum galt es nur für die Frauen? Welche Argumente es auch dafür gab, sie fand die Sichteinschränkung eine Qual, eine Missachtung von Freiheit und Menschenwürde. Gerne hätte sie die Männer aufgefordert, ihren Frauen das nicht anzutun. Es wühlte sie auf, wie man in manchen Ländern mit ihren Geschlechtsgenossinnen umging. Waren sie doch schon genug gefangen in ihrer häuslichen und mütterlichen Rolle! Die Gedanken daran versetzten sie in große Aufregung.

Wie glücklich schätzte sie sich, hier leben zu können. Ihre Töchter waren zu gleichberechtigten Partnerinnen ihrer Männer geworden, sie lebten als Ehefrauen frei und selbstbewusst. In ihrer Jugend herrschten noch so manche Unstimmigkeiten, die ihr erst als verheiratete Frau bewusst geworden waren. Inzwischen gab es keinen Haushaltsvorstand mehr und den Frauen

wurden viele Türen geöffnet.

Niemand sollte es wagen, der schwer erworbenen Freiheit den Weg wieder zu versperren. Sie würde dafür kämpfen, auf die Straße gehen, ihre Stimme lautstark erheben, sich den Männern letztendlich in den Weg stellen!

Ein Straßencafé lud ein, sich mit einem Eiskaffee zu erfrischen. Sie hatte Zeit, weder Beruf noch Kinder warteten mehr auf sie, nur ihr Mann, der sich an ihre Unternehmungslust schon lange gewöhnt hatte.

Nichts drängte sie. Eine Last, die sie in früheren Jahren oft zu erdrücken schien, hatte sich aufgelöst. Keine Zeit der Welt hinderte sie jetzt an ihren Tagträumen, an spontanen Ideen, an Gesprächen mit Menschen, die ihr Interesse weckten oder Hilfe benötigten. Und wenn familiäre Verpflichtungen diese Freiheit unterbrachen oder manchmal einschränkten, empfand sie diese als besondere Würze in ihrem gegenwärtigen Leben.

Als sie mit dem Rad wieder heimwärts fuhr, steigerte sie ihre Geschwindigkeit fortan mit der Vorstellung, allem entkommen zu wollen, was sie festhalten könnte. Und sie trotzte nicht dem Wind, der ihr wieder mild entgegenwehte, im Gegenteil, sie fühlte sich von ihm umfassen und getragen auf ihrem eingeschlagenen Weg, einem Weg, der sie dorthin führte, wo sie ein Leben in Fülle erwartete.

**Norbert Leitgeb**

## **Verschleierung**

Dolores war eine Schönheit. Darin waren sich alle im Dorf einig. Doch es waren nicht nur ihre atemberaubenden Kurven oder ihr volles Haar, das ihr wie ein mühsam gezähmter Wasserfall in schimmernden Wellen bis zur Hüfte fiel. Es war auch nicht ihr in bezaubernder Ebenmäßigkeit geformtes Gesicht oder ihr anmutiger Gang. Das alles war es nicht. Oder, genauer gesagt, nicht alleine. Denn was die Blicke besonders auf sich zog, sowohl die begehrliehen der Männer als auch die neidischen ihrer Konkurrentinnen, waren ihre Augen. Ihre ungewöhnlich ausdrucksstarken Augen, die alle unwiderstehlich in ihren Bann zogen. Sie strahlten groß und feurig aus ihrem Gesicht und hatten dennoch einen sanftmütigen, betörenden Ausdruck.

Kein Wunder, dass ihr die Burschen den Hof machten. Schon gar nicht, dass ihr auch der Sohn des reichen Bürgermeisters nachstellte. Ein stattlicher Kerl. Sehr stattlich. Ein Hüne. Gewaltig. Und gewalttätig, frage nicht! Er war so groß und kräftig, dass es keiner im Dorf wagte, sich mit ihm anzulegen. Das heißt, keiner mehr. Denn alle, die es versucht hatten, hatte er übel zusammengeschlagen. Ausnahmslos. Hemmunglos. Skrupellos.

Er wurde Groko genannt. In seine Abwesenheit. Das war gesünder. Schließlich war dies die Abkürzung für Grobklotz.

Doch Groko hatte auf Dolores nicht bloß ein Auge geworfen. Er betrachtete sie bereits als seine Freundin, ob sie es wollte oder nicht. Und Dolores wollte es nicht. Das hatte sie ihm auch zu verstehen gegeben, so gut es mit einfühlsamen Worten möglich war. Groko aber hatte es nicht verstanden. Er hatte es gar nicht verstehen wollen. Schließlich nahm er sich ja stets, was er wollte. Immer und ungeniert. Bei Widerstand ließ er seine Fäuste sprechen. Das hatte noch stets funktioniert.

Trotz der Zurückweisung – oder vielleicht gerade deswegen – gab Groko Dolores nicht auf. Nun verlangte es sein Stolz erst recht, sich die Widerspenstige gefügig zu machen. Er stellte ihr nach, lauerte ihr auf und wachte eifersüchtig darüber, dass ihr kein anderer zu nahe kam. Schließlich sah er sie ja als seinen Besitz an, als sein Eigentum, das sich seinem Willen zu fügen hatte. Widerspruchlos und vollständig. Daher durfte über Dolores auch nur er verfügen, er alleine. Und er war bereit, seinen Besitz zu verteidigen. Gnadenlos – und mit allen Mitteln.

Andere Mädchen hätten sich ja dadurch geschmeichelt gefühlt. Die gute Partie, das Ansehen seines Vaters und das zu erwartende Erbe waren schließlich überzeugende Argumente. Sie wären nur allzu bereit gewesen, Grokos Werbung anzunehmen. Doch Dolores nicht. Sie fühlte sich von seiner Grobschlächtigkeit abgestoßen und hatte auf ihrer Selbstbestimmung und Freiheit bestanden.

Doch eines Tages hatte sich die Situation geändert. Groko schien sich gewandelt zu haben. Er schien sanftmütiger, ja sogar romantisch geworden zu sein. Wer sonst hätte ihr täglich frische Blumen vor die Türe legen sollen? Wer sonst hätte es gewagt, ihnen Brieflein mit so gefühlvollen Versen beizulegen? Sie war überrascht gewesen. So etwas hätte sie Groko nicht zugetraut. Ganz und gar nicht. Noch dazu, da er sich doch in der Öffentlichkeit ihr gegenüber weiterhin so rüpelhaft benahm und sie mit seinen anzüglichen Besitzerblicken so siegessicher anfunkelte. Aber die täglichen Blumen zeugten von einer anderen Seite in ihm. Er musste also unter seiner harten Schale doch einen weichen Kern haben!

Aber Blumen sind Blumen und das Herz ist das Herz. Sie milderten Dolores' Urteil über Groko, aber nicht mehr. Da war der neue Lehrer ganz anders. Rücksichtsvoll und einfühlsam. Und unterhaltsam. Sie schätzte es, wenn er sich zu ihr auf ihre Lieblingsbank am Hügel setzte, mit ihr den Ausblick genoss und dem Konzert der Vögel lauschte. Vor allem aber faszinierte es sie, wenn er von seinen Reisen erzählte. Dann spürte sie beinahe körperlich die Enge des Dorfes, und es erfüllte sie eine tiefe Sehnsucht nach der Ferne, nach fremden Kulturen und neuen Eindrücken.

Groko blieben die Treffen nicht verborgen. Natürlich nicht. Und er sah das nicht gerne. Ganz und gar nicht. Im Gegenteil. Sie machten ihn wütend. Sehr wütend. Darum hatte er diesen Buchstabenspargel gewarnt. Er hatte ihn auf sein Erstrecht aufmerksam gemacht, aber wie! Deutlich. Sehr deutlich, frage nicht! Seine Argumente waren so klar gewesen, daß der Doktor alle Hände voll zu tun hatte, um den Geprügelten wieder halbwegs auf die Beine zu bringen.

Die Wochen vergingen. Dann kam endlich das lange erwartete Fest, mit dem die Grundsteinlegung zum neuen Kindergarten gefeiert werden sollte. Das ganze Dorf war auf den Beinen. So ein Spektakel wollte sich keiner entgehen lassen. Die Blasmusik war musizierend durch das Dorf marschiert und hatte anschließend auf der Festwiese Aufstellung genommen.

Fähnchen flatterten übermütig im Wind. Der Duft gegrillter Würste und gebratener Hühnerschenkel ließ die Mäuler wässrig werden, und am Ausschank lockten Bier, Wein und selbstgebrannte Schnäpse. Wer hier noch hungrig und durstig blieb, war selbst schuld. Vor der Bühne mit dem Rednerpult prunkte das Podest mit dem blumentumkränzten Grundstein. Die umstehenden Burschen und Mädchen warteten schon ungeduldig auf die Tanzveranstaltung, als der Bürgermeister endlich Aufstellung nahm und eine Rede hielt. Nicht mitreißend, aber lang. Sehr lang. Und prahlerisch. Er lobte sich selbst über den grünen Klee und pries mit salbungsvollen Worten die künftigen Segnungen des neuen Kindergartens. Hinter ihm hatte sich der Gemeinderat aufgereiht. Etwas abseits klotzte sein muskelbepackter Sohn Groko stramm wie eine Eiche und musterte wie ein Kriegsgott mit grimmigen Blicken die herausgeputzte Festversammlung, insbesondere aber die wunderschöne Dolores, die in ihrer Festtracht aus der Menge hervorstach wie eine Orchidee unter Wiesenblumen.

Endlich durfte die Kapelle zum Tanz aufspielen. Darauf hatte das Jungvolk schon ungeduldig gewartet. Die Mädchen ließen sich nicht lange bitten und drängten mit den Burschen zur Tanzfläche. Alle liefen hin und tanzten. Alle—außer Dolores. Sie war nicht zum Tanz aufgefordert worden. Nicht, weil dies keiner wollte, ganz und gar nicht. Es wagte bloß niemand. Dazu waren Grokos drohende Blicke viel zu einschüchternd.

Dolores wäre wohl nie zum Tanzen gekommen, wäre nicht der Lehrer gewesen, der sie trotz seiner schmerzhaften Abreibung aufforderte und unerschrocken zur Tanzfläche führte. Wie in einem seligen Taumel lag sie in seinen Armen, ließ sich im Takt der Musik herumwirbeln und lachte so unbeschwert und glücklich, als gäbe es kein Morgen, keinen Groko und keine Gewalt auf der Welt.

Doch die Welt war, wie sie war.

Groko ließ das Paar nicht aus den Augen. Er verfolgte es mit immer finsternen Blicken. Mit jedem Lachen seiner Dolores verdunkelte sich sein Blick mehr, mit jeder Drehung des Paares verkrampften sich seine Fäuste fester. Sein Ärger stieg. Er wurde größer und größer. Dann steigerte er sich zum Zorn. Je länger

der Tanz dauerte, umso heftiger wurde Grokos Erbitterung. Schließlich hatte sich der Zorn in Sinne vernebelnde, rasende Wut verwandelt. Groko nahm nichts Anderes mehr wahr. Er starrte nur noch auf Dolores und diesen Brillenspaghetti, der es wagte, ihm die Stirn zu bieten. Der sich erfrechte, sich an sein Mädchen heranzumachen! An sein Eigentum! Dieser hühnerbrüstige Bleistifttarzan! Wie konnte es sich dieser muskelabstinente ABC-Spargel unterstehen, seine Dolores anzubraten! Dieser Rohrkrepiierer, dem er den Hals bloß mit einer Hand umdrehen könnte!

Schließlich hielt es Groko nicht mehr aus. Mit wutrotem Kopf und grimmi-gen Scheuklappenblick stapfte er zur Tanzfläche. Unterwegs schnappte er sich den Grundstein. Unheilverkündend krampfte sich seine Faust um den Betonklotz. Mit brutalen Hieben bahnte er sich den Weg durch die Menge. Wie ein tollwütiger Stier stürmte er in blinder Wut auf die Tanzfläche, geradewegs auf das glückstrunkene Paar zu, das unbeschwert und selbstvergessen im Tanz wirbelte. Sie hatten nur mehr Augen füreinander. Glückselig gaben sich der Musik hin, blind für ihre Umgebung und den heranstürmenden Groko.

Dann geschah es! Mit einer schrillen Dissonanz verstummte die Musik. Die Feierstimmung zerriss. Entsetzen erfasste die Menge. Tanzpaare stoben auseinander. Burschen rannten. Mädchen flüchteten. Menschen kreischten. Schreie gellten. Frauen schlugen die Hände vor die Augen. Männer starrten wie gelähmt auf das Schreckensbild – auf die Tanzfläche.

Dann, plötzlich, als wären die Laute in unsagbarem Grauen ertrunken, breitete sich Stille aus. Schreckensstille. Grabesstille.

Erst nach Jahren war die Aufregung über den Skandal verebbt. Auch das Tuscheln darüber hatte aufgehört. Doch das Blutfest war nicht vergessen. Keineswegs. Die Erinnerung wurde ja auch ständig wachgehalten.

Wie eine wandelnde Mahnung schleppte sich eine Frau durch das Dorf. Die Einheimischen blickten kaum mehr auf. Sie hatte sich an diesen Anblick gewöhnt. Nur die wenigen Touristen, die sich hierher verirrtten, deuteten verblüfft auf die dunkel verhüllte Frauengestalt, die sich mühsam durch die Gassen schleppte.

Eigenartig.

Sie war völlig verschleiert! Eine Muslimin mit Burka, keine Frage! Darüber gab es keinen Zweifel. – Und das in einem abgelegenen christlichen Dorf! Wie ein schwarzer Schatten schlurfte sie mit bleischweren Schritten und mit sicht-

lich nur mühsam bewahrter Haltung vorwärts. Sie schien Schmerzen zu haben. Große Schmerzen.

Ihre Verhüllung ließ nur die Augen frei. Aber was für Augen! Mit was für faszinierender Ausstrahlung! Und was für eindrucksvoller Blick! Ein unvergesslicher Blick, ungewöhnlich ausdrucksstark, erfüllt von Sanftmut und gleichzeitig umflort von unsagbarem Leid und abgrundtiefer Trauer.

Aus dem nahen Kindergarten drang fröhliches Kindergeschrei. Ein gelungener Bau. Eine Bereicherung für das Dorf, keine Frage. Aber ohne Grundstein. Der war nicht eingemauert worden. Den hatte man beschlagnahmt. Als Tatwaffe.

Mord. Und schwere Körperverletzung. Einschließlich Gesichtszertrümmerung.

Groko war nicht mehr im Dorf. Schon sehr lange nicht. Es war ungewiss, ob man ihn dort je wiedersehen würde.

**Katharina Ludwig**

## **Die Augen der anderen**

Die Treffen haben in einer Bar in der Donaustraße angefangen. Die Einladung lag in meinem

Briefkasten. Ich weiß nicht, wer sie dort hineingeworfen hat. Meet Up. Freitag, 14. April, 19 Uhr. Es ginge explizit nicht um Dating.

Ich wohnte nicht weit entfernt und ging deshalb erst 20 vor sieben aus dem Haus. Ich wollte dort nicht lange vorher herumsitzen. Das Bürgeramt in der Donaustraße war grau wie immer. Um diese Uhrzeit war keine Menschen Schlange davor. An der Kreuzung leuchtete der Wegweiser zum Discounter. Die Bar hatte vergilbte Tapeten mit einem Rosettenmuster. Der Vorderraum war nicht groß, vielleicht sechs gerundete Holztische, auf denen kleine Gläser standen. Wir waren für das Hinterzimmer verabredet. Ein schmaler Raum mit einem verhängten Fenster, ein großer Tisch füllte ihn aus. Acht Plätze auf der einen Seite des Tisches, acht auf der anderen.

Als ich ankam, saßen da schon zwei Frauen. Sie schauten auf ihre Telefone. Ich nahm mir einen Platz auf der Seite näher zum Fenster. Nach und nach kamen die anderen Teilnehmenden herein. Ohne einen Blick setzten sie sich dazu.

Der Boden war mit breiten Holzdielen ausgelegt. Es knarrte jedes Mal, wenn ein Neuer oder eine Neue den Raum betrat. Der letzte Teilnehmer, der kam, bemerkte das Knarren gleich, zog die Schultern nach oben und huschte geduckt zum verbleibenden freien Platz.

Als die Kellnerin, Mitte zwanzig, schwarz gefärbte Haare, Stirnfransen und ein Wurzelwerk an Pflanzen auf den Oberarm tätowiert, in die Runde schaute und fragte, wer was wolle, schien es routiniert. So als kenne sie diese Runden. So als wären diese Runden hier in der Bar nichts Besonderes. Sie hatte eine kurze schwarze Schürze um die Hüfte gebunden. Aus einer der Taschen lugte ein altmodischer hochformatiger Kellner-Block hervor. Während wir überlegten, starrte sie auf die Mitte der Tischplatte, über der eine kugelrunde Pendellampe hing.

Der Moderator des Abends platzierte sich am Tischende. Er trug ein weißes Leinenhemd mit dünnen roten Streifen und dazu Hosenträger. Die obersten Knöpfe des Hemds waren offen. Er erklärte das Prozedere: Jedes Mal, wenn er seine Schelle schüttelt, haben wir fünf Minuten. Fünf Minuten lang sollen wir unserem Tischgegenüber in die Augen schauen. Mehr nicht – aber auch nichts anderes! Wenn die Schelle wieder erklingt, rücken alle auf der rechten Tischseite einen Platz weiter. Und wieder gehen fünf Minuten los. Sagte er und schüttelte seine Schelle.

Mein erstes Gegenüber hatte geschwungene Augenbrauen. Am Anfang blieb ich an ihnen hängen. Ich wollte ihm natürlich direkt in die Augen schauen, wie es angedacht war – so war ja die Regel. Aber mein Blick schweifte immer wieder nach oben. Mein zweites Gegenüber trug eine Brille, die Pendellampe spiegelte sich in ihrem Glas. Auch der nächste trug eine Brille. Er nahm sie aber jedes Mal ab, bevor eine neue Runde losging. Wenn die Schelle dann wieder ertönte, setzte er sie hastig auf, wechselte den Platz und kaum, dass er saß, nahm er sie wieder herunter. Etwas hektisch wirkte das.

Fünf Minuten sind eine lange Zeit: Sie sehen die kleine Wimper, die aus dem Augenrand wächst. Sie entdecken die Äderchen auf einem Lid. Schauen Sie mal fünf Minuten jemandem in die Augen, der Ihnen vollkommen unbekannt ist!

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich aufgehört hatte damit, anderen in die Augen zu sehen. So im Alltag, meine ich. Niemand hat es mir verboten. Es schlich sich ein, von einem Tag auf den anderen. Wie der Nebel, der vom Boden aufsteigt.

Die letzten Augenkontakte, an die ich mich erinnere: mit der Frau an der Supermarktkassa – verstohlen als ich die Münzen endlich zusammen hatte. Und mit einem kleinen Buben im Kindergarten. Er trug kurze Hosen und eine Kappe und einen Rucksack, der überdimensioniert war.

Wir sprachen nicht zwischen den Platzwechseln. Wir wechselten schnell und schweigsam. Es war ja auch nicht viel Zeit. Meine Hände legte ich auf der Tischplatte ab oder auf meinen Oberschenkeln und trommelte mit den Fingerkuppen auf meiner Jean. Ich konzentrierte mich auf die Augen der anderen. Der Rest der Gesichtszüge verschwand: die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, die Pockennarben auf der linken Wange. Sie wurden weicher und rückten davon. Die Augen jedoch wurden immer größer. Wie Felder, die man langlaufen kann.

Die vorletzte Runde hat mich überrumpelt. Mein Gegenüber hatte dunkelbraune Augen. Als er sich setzte und lächelte, zogen sich von jeder Seite drei Falten weg, wie ein in der Mitte geteilter Stern. Ich tastete mich langsam vor: erst schaute ich auf das Augenweiß, erst dann auf Iris und Pupille. Er blinzelte. Ich blinzelte auch. Ich glaube nicht, dass es beabsichtigt war. Aber alles hatte Bedeutung: die Geste, mit der man die Augen schloss, und die, mit der man sie aufschlug; ob die Augen von links nach rechts oder von oben nach unten wanderten. Alles war Auge. Die Blicke waren hungrig und satt.

Dann schüttelte der Moderator wieder seine Schelle, mein Gegenüber lächelte und schaute auf die Tischplatte. Alle rückten einen Platz weiter, für die letzten fünf Minuten. Als auch diese vorüber waren, bedankte sich der Moderator für's Kommen. Wir wurden nicht informiert, wann das nächste Treffen stattfinden würde. Und ob dann die selben Leute eingeladen würden oder ganz andere?

Wir griffen unsere Jacken und Mäntel, zogen den Zipp rauf bis zum Hals. Die Augen folgten den Reißverschlüssen. Die Augen folgten den Gläsern, die zurückgebracht wurden zur Bar. Die Augen versanken in Portemonnaies. Ich hörte drei verschiedene Vibrationstöne – kurz, hell-vibrierend und im Doppel-Anschlag. Niemand sagte ein Wort. Beim Hinausgehen hielt eine der Teilnehmerinnen die Tür für mich auf, ihr Mund öffnete sich zu einem kleinen O. Sie musste gähnen.

Als ich die Bar verließ, fiel leichter Regen, und die Autos fuhren langsamer über das Kopfsteinpflaster als sonst. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite standen ein Mann und eine Frau. Die Frau redete heftig und der Mann fixierte den Boden.

Nicole Makarewicz

## Licht in Streifen

Das Licht malt Streifen auf dein Gesicht. Wenn du dich nahe ans Fenster stellst, verschwimmen die Metallstreben und du siehst unbehindert ins Freie.

Es ist nur ein Spiel.

Den Himmel hast du verloren, ein Hang ist dein Horizont. Halme erwachen in jungem Grün, trotzen sich in die Höhe, geben nach und verdorren. In Regen getränkt zerfließt die Erde, trocknet, bäckt, bis sie springt, und sich ein Grauschleier über sie legt und auf das, was auf ihr gewachsen ist und gestorben. Der Hang erstarrt bis zum nächsten Wolkenzerbrechen, das auf sich warten lässt, von Jahr zu Jahr länger, sein Ausbleiben nur eine Frage der Zeit.

Selten verirrt sich ein Insekt auf die Scheibe und du stellst dir vor, ein Summen zu hören, ein Brummen, ein Zirpen, ein Wispern. Das Sirren der Luft, die schwer an der Hitze trägt, die du dir imaginierst wie die trockene Kälte, die klirrt und knackt, aber auch das hörst du nicht. Das Glas ist bruchsicher und schallisoliert, die Temperatur ändert sich nie, das Licht kommt in Streifen und alles bleibt gleich außer dem Hang und der lebt im Kreis.

Es ist nur ein Spiel.

Deine Finger haben jede Unebenheit der Gitterstangen ertastet, eine Bestandsaufnahme von Rau und Glatt gemacht, winzigste Ausstülpungen und Einkerbungen kartiert. Du hast sie gestreichelt und geschlagen, liebkost und malträtiert. Du hast die Stäbe abgeleckt, sie gekostet, ein Geschmack im Mund wie Blut.

Der Klang deiner Fingernägel auf dem Metall. Ein kratzendes Schaben, das du mit Kreidequietschen assoziiert, auch wenn du nicht mehr weißt, wie sich Kreide anfühlt und riecht. Ein klirrendes Ticken, das dich an das Metronom deiner Großmutter erinnert, eine unnachgiebige Frau, streng und nachtragend, deren Gesicht du vergessen hast und ihren Namen. Nur ihre Stimme hast du noch im Ohr und das ist besser als keine, besser als nichts.

Mit deinen Fingerkuppen kannst du ein gequält klingendes Schiebegeräusch erzeugen, ein kaum hörbares Flüstern, ein schmatzendes Gleiten, wenn du sie angefeuchtet hast.

Es ist nur ein Spiel.

Wenn du deinen Oberkiefer weit nach vorne schiebst und deinen Hals dehnt und verrenkst, kannst du mit den Schneidezähnen auf die Streben einhacken. Der dröhnende Schmerz fährt bis ins Gehirn und bringt die Stille zum Schweigen. Zahnsplitter auf deiner Zunge, spitz und scharf und real. Ausspucken und in die Fingerkuppen bohren, in die Haut, die nur widerwillig nachgibt und es doch tut. Spikes in den Fingern, die trotzdem abrutschen an den Stangen, die das Licht filetieren.

Es ist nur ein Spiel.

Er spricht von Liebe, wenn er zu dir kommt, was selten ist, aber noch immer zu oft. Er giert danach, von dir begehrt zu werden. Er will deine Welt sein, und du hast ihn dafür gehasst, doch dein Hass ist verdorrt und vertrocknet, zu Staub zerfallen und verweht. Du hast ihn in die Bedeutungslosigkeit verbannt, was er dir übelnimmt, aber seine Drohungen sind leere Hülsen, er kann dir nichts mehr nehmen. In deiner Gleichgültigkeit verflüchtigen sich seine Worte, wird er zum Geist, der dich heimsucht, beinahe schon lächerlich in seiner Machtlosigkeit. Du ignorierst ihn, was ihn wütend macht, aber sein Zorn ist nur Rauch und Schall, und erreicht dich nicht.

Es ist nur ein Spiel.

Du erzählst dir Geschichten, aber deine Fantasie rostet ein und deine Worte verkanten sich. Namen und Bezeichnungen entfallen dir. Erlebtes vermennt sich mit Erdachtem und hält deinem Nachbohren nicht stand. Deine Erinnerungen liegen verstreut auf dem Boden. Du greifst nach ihnen und spürst nur Beton, kühl und glatt und abweisend.

Du stolperst über deine Träume, denn wenn du aufwachst, ist alles, wie es war, und vielleicht steht sogar die Zeit still und du bemerkst es bloß nicht.

Es ist nur ein Spiel.

Es gibt keine Regeln und keine Pflichten, keine Belohnungen und keine Strafen, kein Gestern und kein Morgen, ein ewiges Heute. Du versuchst, dich zu strukturieren, aber es bleibt beim Versuch, nichts hält dich zusammen und du zerbrichst. Wenn du dich wieder zusammenfügst, fehlen Teile, bleibt das Puzzle unvollständig. Du bist ausgefranst und verblichen, die Flicker auf deiner Seele sind fadenscheinig geworden und lösen sich ab.

Du zählst dir auf, was dich ausmacht, doch deine Persönlichkeit wird schon zu lange zusammengepresst, um sich noch entfalten zu lassen. Wer du warst, hat hier keine Bedeutung. Interessen. Talente. Vorlieben. Pläne. Worthülsen, die

beim Aussprechen zerplatzen wie Seifenblasen. Du bist auf dich selbst zurückgeworfen und hast nicht die Kraft, dich abzufedern.

Es ist nur ein Spiel.

Du gehörst ihm. Nie wird er dich gehen lassen, er hat seinen Stolz. Du warst seine Trophäe, jetzt bist du seine Wut und seine Unzulänglichkeit. Er spricht von Liebe und zerfleischt deine Seele. Er frisst Löcher in deinen Verstand, lässt dich an deinem Selbst zweifeln mit jedem Tag mehr.

Die Grenzen deiner Wahrnehmung haben sich nach Innen verschoben. Der Schmerz muss gefunden werden, er lässt sich bitten. Du schlägst an die Wand, die immerselbe Stelle bräunlich verfärbt, in wechselnden Rhythmen, bis der Kopf leer geklopft ist und das Nichts keine Macht mehr hat. Du zwickst und kratzt und reißt und beißt, vernarbst dich im Versuch, dich zu spüren, aber da ist nichts und du bist nichts und niemand.

Es ist nur ein Spiel.

Du isst zu wenig und trinkst nicht genug, dein Körper protestiert längst nicht mehr. Du schabst dir die Hoffnung von der Seele, die Gefühle aus dem Herzen, höhlst dein Ich aus.

Hinter dem rechten Ohr eine kahle Stelle, Haar für Haar ausgerupft, ordentlich aufgereiht, nach Länge sortiert, zu Schnüren verflochten. Deine Nagelhaut ist wulstig geknabbert, die Fingerkuppen aus der Form gekaut. Die Knie aufgekratzt, kein Schorf darf sich bilden, das Blut rot und vielversprechend. Und du kratzt weiter und bohrst, aber Blut ist nur Blut und kein Freund. Du hast dich und du bist nicht genug.

Es ist nur.

Ein Spiel.

Das Licht malt Streifen.

Dein Gesicht bleibt im Schatten.

Du spielst nicht mehr mit.

Dana Maleh

## Wer bin ich?

Ich bin nur ein wenig größer als ein und halb Meter  
habe lange, schwarze Haare und dicke Augenbrauen  
studiere und arbeite überraschenderweise  
strebe meine Ziele an  
zwar langsam aber komme schrittweise voran  
doch es fällt mir schwer  
in einer Welt zu leben in der ich keine Identität besitze  
denn ein Fingerabdruck oder DNA sagen nichts über mich aus  
sie bestimmen nicht meine Herkunft  
meine Herkunft bestimmt über sie  
sie entwickeln nicht meine Persönlichkeit  
auch nicht die Art wie ich mich gebe  
weder meine Haltung  
noch meine Gedanken  
und meine Gefühle, die erst recht nicht!  
Was sagen sie schon über mich aus:  
in welchem Land meine Eltern aufwuchsen  
oder ich hineingeboren wurde?  
Ich weiß doch selbst nicht wer ich bin!  
Bin ich nun Österreicherin oder Syrerin?  
In Österreich werde ich wegen meinen Farben nicht anerkannt  
In Syrien werde ich aus sozialen Gruppen aufgrund meiner zu freien Art verbannt  
Bin ich komisch?  
Denn ich gehe in Bars, doch ich trinke nicht  
Ich tanze in Clubs, aber schäme mich  
Nicht für das Tanzen, sondern dafür, dass mich die Gesellschaft verurteilt  
Dafür dass ich nicht so bin wie sie sind Dana Maleh  
Wer bin ich?  
Was ist meine Identität?  
Gehöre ich nun zu den Bewohnern des Landes, in dem ich wohn?  
Soll ich warten, bis mich die Welt verschont?  
Oder für meine Geduld belohnt?  
Gewiss, ich bin nicht die einzige die so empfindet  
Doch lasst mich kurz erläutern, wie es sich anfühlt in meiner Haut zu stecken

Es ist als ob ich mich an der Staatsgrenze befinde  
Mein rechtes Bein auf österreichischem, mein Linkes auf ungarischem Festland.  
Und nun?  
Wo bin ich?  
An zwei Orten gleichzeitig?  
Schön!  
Doch wohin soll ich?  
Wohin gehöre ich?  
Zu behaupten, dass ich mich wohl fühle, stimmt auch nicht so ganz  
Ständig werde ich nach meiner Herkunft gefragt  
Denn meine Farben verraten mich  
Demnach werde ich als Orientalin eingestuft  
Und wenn ich dann spät draußen bin,  
oder mich auf ein Fest begeben,  
werden mir stets dieselben Fragen gestellt.  
Und sollte dann meine Wenigkeit es wagen,  
ein Foto in die sozialen Medien zu stellen,  
dann kann ich damit rechnen,  
dass schon einige darauf warten,  
um ihre verurteilenden Worte über mich zu fällen. Dana Maleh  
Hiermit ist die Gerüchteküche eröffnet.  
Es verbreitet sich wie ein Virus in der Stadt.  
Und dann fällt noch dazu,  
dass man sich von Freunden anhören darf, dass man dies und das nicht machen soll,  
damit sich die Gesellschaft ja kein falsches Bild von dir macht.  
Doch das ist mir egal!  
Egaler denn je!  
Denn das ist mein Leben, und darin stecke ich und sonst niemand.  
Ich ertrage die Vorwürfe,  
Und mein Herz schaut hin weg über die verletzenden Worte  
Doch mein Ruf ist geschädigt.  
Und dann erinnere ich mich an meine Familie  
Sie ist großartig.  
Sie verbietet mir kaum etwas.  
Sie lieben mich egal was gesagt wird.  
Aber sie leiden auch darunter  
Und werden mit nicht-der-Wahrheit entsprechenden Tatsachen konfrontiert.

Und um das zu vermeiden,  
Ziehe ich mich in meine Höhle zurück.  
In jene, wo niemand zu mir den Kontakt halten kann  
Nur um das Wohlbefinden anderer zu befriedigen  
Oder um kein Futter für die Großmäuler zu sein.  
Ich lege meine Freiheit nieder.

**Pawel Markiewicz**

## **Die Bärlauchwiese Deutschland. Ein Sommermärchen**

*Anmerkung. Dieser Text hat eine Wunderkraft in sich, einen bösen KZ-Lager-Geist für immer zu vernichten, der vorher über Deutschland schwebte.*

*So wurde ein Bann gebrochen.*

Es lebe also ein Friedenszeltlager. Deutschland tat einen Schritt, um zur Ewigkeit voll Friedenschwermetall fähig und bereit zu werden.

Stell es Dir vor, mein Lieber! Man kann ein schönes Lager, aus Zelten bestehend, gründen irgendwo in dem deutschen Dörfchen Jacobsdorf im Osten. In dem Lager werden mehrere Zelte aufgeschlagen, in denen deutschsprachige Ausländer ihre schönsten Momente im Leben verbringen werden. Der Aufenthalt in dem Lager wird 30 Tage dauern. Den Gästen werden die besten Spezialitäten der deutschen Küche einfach serviert. Nachts wird ein Lagerfeuer mittendrin entfacht, damit man philosophische Gedanken um es herum hören kann. Die Gedanken verzaubern die Poesie und verschönern sie. Die Gäste werden jeden Tag 10 deutschsprachige Gedichte ersinnen und niederschreiben. Am Ende des Tages werden Gedichte von jedermann gesammelt und an einen Lagerleiter geleitet, der sie auswerten muss. Für jedes Gedicht kann-können 1 bis 10 Punkte gegeben werden. Das beste Gedicht des Tages wird am nächsten Tag gekürt und dessen Schreiber wird 150 Euro bekommen. Dabei erhält jeder Lagergast 500 Euro Vergütung für seinen Lageraufenthalt nach einem Monat. Der Lagerleiter wird ein moderner Druide, der die Druiden-Ausbildung bei einer österreichischen Regierung absolviert hat. Er muss einfach Wissen strahlen lassen, das meine verträumten Sternen-Strahlen der Seele unendlich ungetrübt tun. Man kann das Zelte-Lager wie das Zauberhafte von einer Melancholie einfach lieben und davon träumen. Ein Vorgesetzter des Lagers wäre Pawel, der in einem Häuschen

am Rande Jacobsdorf sein Büro hegen kann. Pawel wird einen Ansporn den Lagergästen zu ihren Träumereien geben. Er wird Themen der Gedichte vorschlagen, die Rolle Pawels ist auch, goldene Gedichtbände mit den besten Gedichten aus Zelten zu editieren und zu veröffentlichen. Der eine güldene Gedichtband gelangt zu Händen eines Bundeskanzlers Deutschlands, der andere kommt zu einem Bundeskanzler Österreichs. Pawel sei der höchste Druide. Er hat als Druidenpriester ein eigenes Feldchen in dem Jacobshain, wo er beim Bärlauch sitzt und Fabel schafft und sie dem Waldgeist vorliest und gibt. Er gibt ferner dem Geist die schönsten Gedichte der Lagermenschen. Und der Waldgeist betreut das ganze Lager. In Träumereien gehüllt singen alle Lagergäste ein Friedenslied und sohin ihr Abschiedslied. Sie werden für immer Lagerfreunde.

Pawel, Euer Druiden-Priester

**Anton Marku**

## **Die Blume**

(Erzählung)

Vor einer Woche habe ich angefangen, als Journalist im Team der Kulturabteilung von „Der Standard“ zu arbeiten. Die ersten Tage habe ich mehr im Büro der Redaktion verbracht. Zum Glück sagte der Chefredakteur heute Morgen, dass ich an diesem Abend in das Belvedere zur Preisverleihung für das beste Bild des Jahres mit dem Thema „Tränen“ gehen sollte, um darüber zu berichten. Der Wettbewerb war international und Fotografen aus aller Welt haben daran teilgenommen.

Ohne Zeit zu verlieren, ging ich ins Museum, wo diese Veranstaltung stattfinden sollte. Als ich mich dort näherte, bemerkte ich, dass viele Leute in der Warteschlange am Eingang warteten. „Es scheint, dass dieses Ereignis von besonderer Bedeutung ist.“ – sagte ich zu mir und dachte darüber nach, wie wenig Zeit ich hatte, um mich mehr über diesen Wettbewerb zu informieren.

Endlich gelang es mir, den großen grauen Marmorsaal zu betreten. Es kamen immer noch Leute herein. Einige begrüßten ihre Bekannten mit einem Lächeln, sobald sich ihre Augen trafen. Diejenigen, die Diplomaten zu sein schienen, verbeugten sich vor den Damen, bevor sie sanft ihre Hände küsten.

Zehn Minuten später war der Moderator bereits vor Ort. Nach einer kurzen Erläuterung der Wettbewerbskriterien lud er das Publikum ein, einen kurzen

Dokumentarfilm über die Geschichte der Fotografie anzusehen. Dann erschienen auf der riesigen Leinwand, die auf der Bühne stand, Bilder von Augen, gefolgt von leichten schottischen Balladen. Nach einer Viertelstunde lud der Moderator eines der Jury-Mitglieder ein, den zweiten Teil des Programms zu präsentieren. – In diesem Jahr haben 1702 Menschen aus der ganzen Welt an unserem Wettbewerb teilgenommen. Die Bilder, die man erhielt, sind atemberaubend. Die Jury entschied sich jedoch dafür, in den engen Kreis der Top 20 einzusteigen. Zu Ihrem Vergnügen, werden sie auf dem Bildschirm angezeigt, beginnend mit dem Ende, um sich den drei Besten zu nähern, die heute Abend die Ehre haben, gepreist zu werden. – sagte er.

Jetzt erscheinen die Bilder auf dem Bildschirm. Auf einer Ecke unten links, wurde das Pseudonym des Autors angezeigt. Und der lang ersehnte Moment rückte näher. An der Wand hing das Bild, das den dritten Preis gewonnen hatte. Er wurde von einem Jungen gemacht. Es zeigte einen Wasserfall. Dahinter eine intakte Natur und einen Regenbogen. – Das sind die Tränen, welcher der Himmel den Menschen geschenkt hat. – erzählte der Autor.

Das zweitplatzierte Foto zeigte ein halboffenes Fenster und Regen im Sonnenuntergang. – Und nun, der Moment, auf den wir alle gewartet haben, ist nur einen Schritt entfernt – sagte der Sprecher mit lauter Stimme – ‚der Direktor des Wiener Instituts für bildende Kunst und Vorsitzender der Jury Herr Dr. Franz Müller wird jetzt den Umschlag öffnen und uns den Namen des Gewinners mitteilen, der die Gelegenheit hat, ein paar Worte zu diesem Anlass zu sagen. Also, lassen sie mich Herrn Dr. Müller auf die Bühne einladen, dessen Ankunft wir mit Applaus begleiten. –

Nachdem der Präsident der Jury einen Schritt voraus gegangen war, setzte er die Brille auf, öffnete den Umschlag und las vor: – , Der „Golden Eye“-Sieger des internationalen Fotowettbewerbs „Blitz 2019“ ist die Person mit dem Künstlernamen „Autochthonous.“

In diesem Augenblick erschien das Gewinnerfoto auf dem Bildschirm. Es war eine Blume, die auf einem alten Holzstuhl vor den Ruinen eines großen Gebäudes lag, dessen Wände beinahe völlig zerstört waren. Eine Blume, zwischen Steinen und Fliesen, aus Beton und Eisen. Alles andere war schwarz-weiß. Überwiegend schwarz. Nur das Geschöpf hat Farbe gespendet. Ihre Blätter waren grün. Aus ihnen rinnen einige Tropfen auf den Boden.

Musikklänge folgten dem Auftritt des Gewinners. Er war ein junger Mann, der gerade die dreißiger Jahre überschritten hatte, mit langen Haaren und kur-

zem Bart. Er war hübsch, trug eine Jeans mit einem weißen Hemd. Er verstummte in der Nähe des Mikrofons und begrüßte die Anwesenden in perfektem Englisch: – ... ich komme aus einem Land, das seine Freiheit schon lange verloren hat. Jetzt besteht die Gefahr, dass es auch Ihren Namen verliert. Und nicht nur das, sondern auch die Seele, den Körper und den Geist ...ich verlangte nicht viel vom Leben. Es hat mir mehr gegeben, als ich mir verdient hatte. Aber nicht alles, wonach ich gefragt habe. Ich hatte auch einen Traum. Er mag nicht so toll sein, aber es war meiner. Heute Abend werde ich Ihnen erzählen, wie gestern dieser Traum vor der Haustür stand und es nicht schaffte, "Heute" zu überschreiten. – sagte der Fremde, der mit den Augen über die Gesichter der Menschen ging.

Das Publikum in der Halle blieb still. Eine solche Einführung gab es in der fünfundvierzigjährigen Geschichte dieses Wettbewerbs noch nie. – Sie fragen sich sicher, woher ich komme. Sie müssen raten. Ich könnte aus Aleppo, Srebrenica, Mitrovica oder Kandahari kommen, oder aus einem anderen Ort. Heute Abend spreche ich mit Ihnen in einer Sprache, von der ich glaube, dass Sie sie verstehen. Und ich werde darüber sprechen, dass die Welt wenig tut." – sagte er und prallte die Ärmel seines Hemdes. – Einmal gab ein Freiheitskämpfer seine Seele in meinen Händen auf, – fuhr er fort – bevor er seine Augen schloss, sagte er mir „Das Schicksal hat mich seit Langem verlassen, seit ich ein Kind war. Ich bin durch das Leben nur gelaufen. Oder besser gesagt, gerannt. Und ich habe mich ihm unterworfen. Jetzt kann ich ihm alles verzeihen: Die Hand, die von den Granaten gerissen wurde, die Kugeln in der Brust... doch nur eines kann ich ihm niemals vergeben, auch im Grab nicht, dass es mich nicht träumen ließ."

In der Halle war jetzt kein Atmen mehr zu hören. Seine Stimme hatte alle erobert.

– Wenn Sie mich fragen, wer mein Held ist, antworte ich, diese Blume! Ich bin oft dem Tode nahe gewesen, aber er wollte mich nicht. Im Krieg machen nur Kerzen Licht und Wärme. In den Kellern, im Dunkeln, wenn es kalt ist. In dem Land, aus dem ich herkomme, gab es keinen Wind der Freiheit. Es bot nur die Freiheit zu sterben, getötet zu werden oder sich umzubringen. Wenn ich die Augen geschlossen hatte, wollte ich nur eins: In meiner Stadt, in meinem Land Abschied zu nehmen. Die Heimat. Ist sie nicht der beste Ort zum Sterben, oder?

Nachdem er ein Taschentuch aus der Tasche zog und sich den Schweiß von der Stirne wischte, setzte der Gewinner fort: – Es war schmerzhaft zu sehen, wie meine Heimat sich in einen Ort verwandelte, an dem niemand mehr leben wollte. Es blieb nichts anderes übrig, als das Feuer mit Feuer zu bekämpfen. –

– Meine Damen und Herren, ich entschuldige mich, aber es fällt mir schwer, in der Gegenwart zu leben. Ich lebte in einer Zeit, in der auch der Tod anfang, Angst vor dem Menschen zu haben. Es schien, als wäre er und nicht das Leben ewig. Vielleicht wird dieses Ereignis kein Roman oder Film werden, aber wenn es nicht diese Blume wäre, würde diesem Bild, vielleicht der Geschichte, diese Story fehlen. Sie machte mich zu einem Künstler, den außer mir niemand kannte. Zum Schluss, meine Botschaft an Sie: Schauen Sie sich dieses Bild so lange an, bis Sie den Durst nach Kunst gestillt haben und nicht bis Sie gesättigt sind”. – sagte er, bevor er mit der rechten Hand an seinem Herzen salutierend die Bühne verließ.

Als nach langem Applaus die grauen Vorhänge die Szene verdeckten, kamen die Leute aus dem Raum und sprachen laut darüber, was sie an diesem Abend gehört hatten. Keiner von ihnen wusste jedoch, wer der Gewinner war und woher er stammte. Das einzige, was sie minehmen konnten: Das Bild einer Blume auf einem Stuhl. Ruinen eines Gebäudes im Hintergrund, welches mich irgendwie an ein Steinhaus in meiner Heimat erinnerte.

**Otmar Matthes**

## **Ein Zwischenfall**

*Stereotypen zu bedienen war ihre Sache nicht. Politik etwa entsprach dieser Vorstellung.*

Bahnreisen nach Budapest waren in den frühen 1970er Jahren schier abenteuerlich. Eingangs noch glitt am Waggonfenster die südoststeirische Landschaft vorbei, ein ewig selbstverliebter, großzügiger Garten Eden, mit einem Hauch Resignation gewürzt.

Unerwartet klärte ein Zollbeamter die beiden österreichische Studenten darüber auf, dass während der Fahrt kein Visum ausgestellt würde und sie garantiert somit Gefahr liefen, im selben Zug wieder in Richtung Heimat geschickt zu werden. Heiligenkreuz mit Bahnstation war ihnen gerade ein Tasse Kaffee wert, bevor sie gepäckschleppend und still fluchend die beiden Zollstationen in Rabafüzes erreichten.

Im Niemandland wartete eine Überraschung der besonderen Art: Ein breiter chemikaliengetränkter Streifen Sägemehl. Der Grund dafür kam als knappe Antwort vom österreichischen Zöllner: Maul- und Klauenseuche in der Oststeiermark.

Tief versanken sie im Seuchenteppich, erreichten den ungarischen Grenzbalken. Von fern drang das Horn einer Lokomotive, während ein mürrischer Zöllner ihre Pässe kontrollierte. „Visum?“ knurrte er und deutete auf ein heruntergekommenes Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Zielvorgaben haben oft etwas Spektakuläres, manchmal etwas Banales, dann und wieder konterkarieren sie sich selbst und in vielen Fällen sind sie der Offenbarungseid für ein System.

Das Innere des Zollgebäudes dunkelte ihnen entgegen, schien auf sie zu warten. Zwei kümmerliche Lichtquellen rangen um etwas Ähnliches wie Beleuchtung und spendeten gerade so viel Licht, um die einzelnen Gesichter der Wartenden erkennen zu lassen. „Der Vorraum zur Hölle,“ flüsterte Bernd.

Die sich den Neuankömmlingen zuwandten, hatten die Masken der Gesichtlosigkeit aufgesetzt, jene Masken, hinter denen man sich der Masse angeschlossen, jene Masken, hinter denen man sich einem Einheitsbrei unterwarf, jene, die jede persönliche Note irgendeiner Regung auslöschte. Darin unterschieden sie sich in nichts von jenen Wartenden, die sich vor den Augen irgendeines Gesetzes nicht vollständig entblößen wollten. So verschmolzen sie auch auf ernüchternde Weise mit den Wänden des Warteraumes und wurden zu einem weiteren Glied in der Kette der Überwachung: Durch Selbstaufgabe.

Der Mief von Jahrzehnten an Zigarettenqualm und Tabakschwaden haftete in den braungrauen Wänden. Keinen der Wartenden schien das irgendwie zu stören, denn einige sogen heftig an ihren Zigaretten. Die Stimmung im Raum war aufgeladen, man merkte, daß jeder bemüht war, sein Anliegen – ob Frachtpapiere für den Grenzübertritt oder gar eins der raren Visen für sich selbst – möglichst rasch und unauffällig hinter sich zu bringen. Da und dort deuteten übertünchte Plakatfetzen darauf hin, daß es sich um ein öffentliches Gebäude handelte. Richtungspfeile mit Instruktionen ließen den Charakter der Staatsmacht erahnen, während sich Karl in eine Warteschlange einreichte. Trostloser Trotz beugte die Schultern der Angekommenen, die auf eine Erledigung ihrer Anliegen warteten. Warten, während das Leben wie im Sand verlief, war wohl systemimmanent. Und an den verglasten Schaltern kamen die ungarischen Zollbeamten gleichmütig verachtungsvoll ihrer Arbeit nach.

Verstimmt mehrere Anträge mit vor Ort gemachten Automatenfotos ausfüllend, war dem Studenten anzusehen, was er von der tabakschwangeren Umgebung hielt. Und trotzdem, im Wissen, dass ein Antrag in der berüchtigten Geheimdienstzentrale in der Andrassy ut landete und einer zum KGB in Moskau

weitergeleitet wurde, würde dies den Kalten Krieg zwar nicht verlängern, aber auf seine Art dieses Zerklüften menschlicher Beziehungen und Aktivitäten lächerlich machen. „1984“ allenthalben, und kein Ende in Sicht.

Eine volle Stunde Warten und ein verstimmter Beamter, Zigarette im Mundwinkel, kontrollierte, Staat und System ungewollt karikierend, den Visumantrag, stempelte, händigte Karl sein Visum aus und ließ papierraschelnd die anderen Anträge verschwinden. Der Zollbeamte, sich seiner Macht bewusst, zelebrierte gleichsam das Ausstellen des Visums, war Hohepriester in seinem kleinen Schalter, dessen Fensterchen ein Fenster zur Welt war, einer anderen, die sich von seinem statischen System deutlich abhob.

Unmenschlichkeit setzt dort ein, wo die Kontrolle des Einzelnen zur Priorität erhoben wird. Big Brother mag manchen lächerlich erscheinen – als oberste Kontroll- und Entscheidungsinstanz ist und war sie immer vorhanden. Ob Kirche, Diktatur oder Kommunismus: Derartige Systeme entmenschlichen und machen den Kontrollierten zur Ratte, die in einer labyrinthischen Welt am System kriecht.

Die Selbstzufriedenheit eines Systems ist eine Degenerationserscheinung, die Belanglosigkeit unter dem Weihrauch der Priorität in bleischwere Gesetze gießt. So gesehen, wird jedes System aus Selbsterhaltungstrieb faschistoid, was schlussendlich in Selbsterstörung mündet.

Ein träger Sommertag blendete die Studenten. Auf beiden Straßenseiten warteten kurze Autoschlangen auf Abfertigung. Grenze war hier Materiegewordene Irrationalität, war diktierte Realität, die hier und jetzt keinen Freiraum ließ, die zupackte. Eingriff ins Leben hätte man diese Tatsache anderweitig genannt. „Der Wartesaal des Lebens steht weiter sperrangelweit offen. Hoffentlich gibt es bald eine Gelegenheit, per Autostopp weiterzukommen“

Über dem Asphalt flimmerte die Luft. „Die Karosserie des Trabants dort drüben ist sicher nicht so heiß wie eine Metallhaut. Kunststoff heizt sich nicht so rasch auf.“ „Eine derart brütende Hitze wie heute ... Im Zug wäre es deutlich einfacher gewesen...“ „Eine holde Heimat,“ sinnierte Karl, während sie trachteten, möglichst rasch dem Grenzbereich zu entkommen,

„Leben, durch Warten diktiert.“

Die Ereignisse warteten nicht. Aus dem vordersten Bereich der auf Abfertigung wartenden Trabants löste sich nach einem Palaver mit den ungarischen Zollbeamten ein mausgrauer Schatten und lief auf die Zollschraken zu. Zwei,

drei gebellt scharfe Zurufe von den Grenzsoldaten hielten den Eilenden nicht davon ab, mühsam sich unter den Stahlschranken durchzuzwängen. Im Niemandsland angekommen, schien das graue Etwas schon etwas entspannter.

Die Kugeln, die ihn trafen, waren jedoch viel zu schnell. Drei, vier Projektile, aus kurzer Distanz zielgenau abgefeuert, trafen den Rücken eines taumelnden, verzuckenden Bündels Mensch. Er fiel ins Sägemehl, mausgrauer Gekreuzigter eines Systems, das ihn nicht ausspie, sondern seine Einmaligkeit Mensch auslöschte.

Das war der Lohn der Heimat für einen Jedermann, der nur die größere Freiheit suchte.

Das hervorquellende Blut wurde von einem fremden Seuchenteppich aufgesogen, der im Niemandsland aufgeschüttet worden war, um die Ausbreitung der Maul- und Klauenseuche zu verhindern.

Das mausgraue Bündel Mensch aber wurde von zwei Grenzsoldaten zurückgeschleift, hämisch beobachtet von witzelnden Sowjetsoldaten, ein schlaffes Opfer des Systems, von dem vorerst nur zwei tiefe Rillen im Sägemehl zeugten.

Kein Systemversagen zeigt so deutlich wie dieser Grenzzwischenfall, dass Gesetze im wahrsten Sinne „nach Vorschrift“ exekutiert werden.

„Der Parteschein des Gulyaskommunismus. Der Eiserner Vorhang hält dicht. Als ob Sägemehl zur Verwischung von Blutspuren dienen würde.“ „Sägemehl... Zur Verhinderung von Maul- und Klauenseuche in einer Diktatur.“ „Ein System. Nach hinten das sakramentale Sakrileg des Marxismus. Nach vorne Siechtum.“

Keine Blutlache würde kurzzeitig davon zeugen, dass hier Leben gemordet worden war –

Kein lebloser Körper würde wie ein Ausrufungszeichen brutale Gewalt verurteilen –

Keine Lücke im Eisernen Vorhang sollte zu ähnlichen Zwischenfällen Anlass geben –

Kein anderes Demonstrativ war nötig, um die Allmacht eines Regimes zu beweisen –

Kain lebt mitten unter uns –

E.FIAP

**Ilse Pauls**

## **Der Vogel meiner Seele**

Der Vogel meiner Seele:  
eingesperrt im Käfig des Alltags  
hinter den Gittern der Zwänge.  
Wie kann er wieder singen,  
wieder lobpreisen,  
wer wird ihm die Freiheit geben,  
wer wird das Gitter öffnen?

Im Dunkel der Nacht  
in einem unbewachten Augenblick  
könnte er fliehen,  
den Weg in die Freiheit finden  
und fliegen, fliegen, fliegen ...

**Karl Petermann**

## **freie Gefühle**

Aus der Tiefe Deiner Seele  
steigt es auf in Dein Gehirn,  
kein Tabu und keine Schranke  
Neues drängt´s dich zu probiern.

Willst in andren Dimensionen,  
in noch unbekanntten Kreisen,  
weit entfernt vom grauen Alltag  
dich erfüllen und beweisen.

Zeigen was an Unerforschtem  
in dir wuchert und sich regt,  
viel zu lang lag es verborgen  
tief im Inneren gehegt.

Lass es frei wie einen Vogel  
der federleicht am Himmel fliegt,  
daß dein unterdrückt Verlangen,  
endlich seine Freiheit kriegt.

Marianne Peternell

## Genichtet

Vom Augenwind gebraten, stiere ich ins Blau.  
Klares zerrinnt und Alltägliches festet.  
Mauern um mich.  
Denken, Gedanken reihenlos  
Und dort und da kein Glück.  
Immerzu das Wasser  
Unter der Haut.  
Unter dem Horizont kein Nebel.  
Abendgeläute.  
Hoffnungsgeläute.  
Sehnsuchtsbarren.  
Es zerreißt das Geweb.  
Spinnenwebe, Tauglitzern.  
Ein Bild im Tropfen eingesperrt.  
Und immerzu Leere.  
Genichtet vom Dasein.  
Unbefragt und ungebraucht  
Eckt es unnützes Gehabe.  
Ein Klang im Nichts,  
Ein zarter Ton,  
Aprikosenfarben, ein Lächeln.  
Glück im Sein, im Sosein.  
Soßen und Karten fallen ab.  
Leere Blätter.  
Eine verstreute Katze unter dem Dach.  
Lebensein.  
Ist es wichtig?

**Brigitte Pixner**

## **Lichtflug**

Mich grüßt der Eisenhut  
mit blauer Eleganz,  
die Bäume drehen  
die grünen Bärte nach dem Wind  
wie Wetterfahnen.  
Moos breitet Polster  
unter meinen Füßen,  
ein Habichtsschrei  
stößt aus der Luft.

Ich denke nicht.  
Ich schmiede keine Pläne,  
sitze auf einem Fels  
und seh zu Tal.  
Nicht vogelfrei,  
nicht jauchzend ...

Ganz still, ganz leise,  
in der blauen Dichte,  
die dieser Berg wie eine  
feste Nylonhülle um mich webt.  
Sie dringt durch  
alle Poren in mich ein.  
Sie schließt mir Ohren,  
Mund, wehrt ab die Zeit.  
Ganz Auge, nichts als Auge  
bin ich. Licht  
von Deinem Licht.  
Ein Fels, ein Sturz,  
ein Abgrund.  
– Alles, alles ist  
in mich gedrängt.  
Meiner schöner, freier  
Himmelsaugenblick!

Karl Plepelits

## Der Baum der Freiheit

Was heißt „Befreiung“ auf Arabisch?

Antwort: Tahrir.

„Österreich ist frei“, rief Außenminister Leopold Figl nach der Unterzeichnung des Staatsvertrages. Ungeheurer Jubel im ganzen Land, Freudenfeiern allüberall.

„Österreich ist frei“, rufe ich heute, exakt 64 Jahre später. Und siehe da, es stimmt noch immer. Nur, wo bleibt der Jubel, wo bleiben die Freudenfeiern?

Ja, so ist der Mensch. Wie sagt Harry Mulisch in seinem Romanepos *Die Entdeckung des Himmels*? „Das Glück ist nicht die Freiheit von Ketten, sondern die Befreiung von Ketten.“ Und damit hat er leider recht. Kaum sind wir von unseren Ketten befreit, vergessen wir auch schon dieses Glück. Es wird uns allzu selbstverständlich. Darum ist es wichtig, sich das Zerreißen und das Abschütteln der Ketten ab und zu in Erinnerung zu rufen.

Anlass dazu bot das Jahr 2011. Denn in der bisher unter den Ketten eines denkbar harten Winters stöhnenden arabischen Welt erwachte unverhofft der Frühling und machte ihm die Herrschaft streitig. Nur dachte der Winter nicht im Traum daran, kampflos das Feld zu räumen. In Syrien kämpft er nach über acht Jahren noch immer mit äußerster Brutalität. In Libyen endete sein Kampf mit dem klassischen Tyrannenmord. Wie sagte der französische Revolutionär Bertrand Barère de Vieuzac im Prozess gegen König Ludwig XVI.? „Der Baum der Freiheit wächst nur, wenn er mit dem Blut der Tyrannen gegossen wird.“ In der Tat, so wuchs schon der allererste Baum der Freiheit der Weltgeschichte, gegossen 514 v. Chr. in Athen mit dem Blut des Tyrannen Hipparchos, aber auch mit dem der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton selbst, der späteren Säulenheiligen der Athener Demokratie.

Dabei zeichnete sich der arabische Frühling, zumindest anfänglich, durch absolute Gewaltlosigkeit aus; Gandhi hätte an ihm seine Freude gehabt. Zwar, in Libyen und Syrien verwandelten sich die friedlichen Demonstrationen bald in bewaffneten Widerstand. Die Tunesier und Ägypter hingegen hielten sich weiterhin an Gandhis Grundsatz, auch wenn ihre Tyrannen den Baum der Freiheit mit dem Blut der Bürger gossen. Und das Sensationelle daran: Nichts konnte diese daran hindern, ihre Ketten zu zerreißen, abzuschütteln.

Am 21. Oktober 2011 hatte ich das Vergnügen, als Reiseleiter mit einem Grüpplein Kulturinteressierter in Kairo zu landen, um mit ihnen eine Studienreise durch Ägypten anzutreten. Am Flughafen erwartete uns ein sympathischer junger Mann namens Salam. In unserem Kairoer Hotel angekommen, besprachen wir als Erstes das Reiseprogramm und die politische Lage.

„Zurzeit“, klagte er, „gibt es kaum Arbeit für mich und meinesgleichen. Die letzten Ersparnisse sind praktisch aufgebraucht. Aber ich bedaure nichts. Ich bin glücklich, dass die dreißigjährige Gewaltherrschaft Mubaraks, eines der schlimmsten Diktatoren überhaupt, endlich vorüber ist. Was hatte uns der Pharaon zu bieten? Nichts als Polizeiwillkür, Korruption, Arbeitslosigkeit und ständig wachsende Armut. Aufgerüttelt durch das Beispiel Tunesiens, wollte unsere Jugend nicht mehr kuschen so wie die Generation ihrer Eltern. Und weißt du, was ihre Waffe war? Das Internet. Wie die tunesische Jugend organisierten sie sich mithilfe von Blogs, Facebook und Twitter. Und so wurden der Demonstranten auf dem Tahrir-Platz immer mehr. Und nicht nur dort. In jeder ägyptischen Stadt wurde demonstriert. Und das Interessante, Neue, Noch-nie-da-Gewesene: Die Demonstranten verloren ihre Angst vor der Polizei. Die Polizei bekam Angst vor den Demonstranten, die sie mit einem Steinhagel eindeckten und am Ende hinter ihnen her rannten. So wurden die Polizisten zum ersten Mal in der ägyptischen Geschichte selbst zu Gejagten.“

„Warst du auch auf dem Tahrir-Platz?“, warf ich ein.

Salams Brust schwellte sich. „Ja, selbstverständlich. Nur, leider nicht von Anfang an. Da war ich noch ein völlig unpolitischer Mensch, fühlte mich als braver Patriot und plapperte gedankenlos die offizielle Propaganda nach. Und die lautete: Mubarak ist der Vater aller Ägypter. Er ist Sicherheitsgarant für das Land und der wahre Wächter über dessen Demokratie. Ägypten braucht seine Weisheit.“

„Aha. Und wie bis du dann ...“

„Es war der 7. Februar. Ich saß vor dem Fernseher und schaute mir so wie wahrscheinlich Millionen weiterer Ägypter die Talkshow *Zehn Uhr abends* an. Und da hatte ein Chirurg namens Tarek Hilmi einen denkwürdigen Auftritt. Er erzählte, wie zuerst seine Tochter und dann sein Sohn trotz elterlicher Bedenken auf den Tahrir-Platz gingen und dort übernachteten. Die Tochter rief ihn an und sagte, der Platz ist ein irdisches Paradies. Hier fallen die Schranken zwischen den Menschen. Es gibt keinen Unterschied mehr zwischen Mann und Frau, Christ und Muslim, dem einfachen Arbeiter und dem berühmten In-

tellem. Wir sind alle ein Volk. Und das Allerparadiesischste: Es ist auch nichts mehr von den sexuellen Belästigungen zu spüren, die sonst integraler Bestandteil des Kairoer Alltags sind. Hier, mitten im Getümmel, ist für Frauen der sicherste Ort in ganz Ägypten. Und dann rief sie ihn wieder an und beschwor ihn, auch selber herzukommen; es gebe massenhaft Verletzte, und man brauche dringend Ärzte. Er ließ sich überreden, ging hin und verließ den Platz tagelang nicht mehr. Unter anderem musste er einem Dreizehnjährigen eine tiefe Wunde vernähen, die ihm Mubaraks Schläger am Kopf zugefügt hatten. Als er sie aber verbinden wollte, rief der Bub: Ich habe keine Zeit, ich muss unseren Platz verteidigen! Und lief einfach davon. An dieser Stelle verstummte der Arzt und brach in Tränen aus. Ich habe den Kleinen einmal noch gesehen, sagte er dann mit bebender Stimme. Mit einem Loch im Kopf. Tot. Und wieder kamen ihm die Tränen. Dieser Bericht des Dr. Hilmi löschte augenblicklich meine Liebe zum weisen Vater aller Ägypter und entzündete in mir die Flamme der Empörung. Und wie sich herausstellte, nicht nur in mir. Tags darauf war ich auf dem Tahrir-Platz und mit mir weit über eine Million empörter Bürger. Und das ist jetzt der Erfolg unserer friedlichen Demonstrationen: Der Pharao ist gestürzt, und wir sind frei und haben unsere Menschenwürde wieder. Mit Tunesien und Libyen sind es jetzt schon drei Länder, in die der Arabische Frühling eingezogen ist. Weitere Länder werden folgen. Leider ist noch längst nicht alles so, wie man es sich wünschen würde.“

„Du meinst sicher diese Geschichte mit den Kopten vor ein, zwei Wochen, ja?“

„Ja, ja. Am 9. Oktober. Sehr traurig, das alles. Auf dem Tahrir-Platz waren wir alle einfach Ägypter, egal, ob Muslim oder Christ. Und jetzt auf einmal wieder dasselbe Lied wie immer.“

„Bist du Kopte?“

„Ich? Gott bewahre, nein. Aber ich bin dafür, dass die Kopten die gleichen Rechte haben sollen wie wir Muslime.“

„Was ist eigentlich passiert? Es hat ja Tote gegeben, hat man gehört.“

„Ja, mindestens 25. Mehr als 300 wurden verletzt. Es waren die schwersten Ausschreitungen seit Mubaraks Sturz. Die Sache ist reichlich undurchsichtig. Fest steht, dass zirka 2000 Kopten gegen das Niederbrennen einer Kirche in Oberägypten demonstrierten. Sie wurden von aufgehetzten Anwohnern und Jugendbanden mit Steinen beworfen und vom Militär sogar beschossen. Zu-

letzt fuhren die Sicherheitskräfte mit gepanzerten Fahrzeugen durch die Menge und zermalmten Menschen. Gleichzeitig spielte das staatliche Fernsehen eine mehr als unguete Rolle, indem es offen gegen die Kopten hetzte. Und da erhebt sich natürlich die Frage: Wer will den friedlichen Charakter unserer Revolution zerstören?“

„Wer denn?“

„Ja, wenn ich das wüsste. Vielleicht der Oberste Militärerrat selbst, der im Moment die Staatsmacht repräsentiert und offenbar Angst vor deren Verlust hat. Schließlich sind das noch immer dieselben Leute wie unter Mubarak. Niemand weiß, welche Spiele die im Hintergrund treiben. Jedenfalls haben sie seit Beginn der Revolution schon Tausende Zivilisten in die Militärgefängnisse geworfen. Viele Menschen sind überzeugt, dass sie das Blutbad bewusst angezettelt haben, um einen Keil zwischen Kopten und Muslime zu treiben und Chaos zu stiften, sodass die Menschen sagen, nur das Militär kann für Ruhe und Ordnung sorgen. Außerdem lassen die echten Reformen noch immer auf sich warten. Ich glaube, wir müssen wieder auf den Tahrir-Platz gehen und diesmal gegen den Militärerrat demonstrieren. Vielleicht schürt die alte Elite den Konflikt aus Angst um ihre Pfründe und versucht dem Volk einzureden, dass die Revolution sie vollends ins Elend treibt. Vielleicht wollen auch die Vertreter der finanzstarken Golfstaaten die Uhren zurückdrehen und den Erfolg unserer Revolution verhindern, allen voran Saudi-Arabien. Kenner der Politik sprechen schon lange davon, dass die Saudis als Drahtzieher der Gegenrevolution zum Arabischen Frühling fungieren. Sie haben natürlich Angst, die Nächsten zu sein, die vom Thron gestoßen werden. Und dann haben wir da noch die radikalen Islamisten. Unter Mubarak wurden sie niedergehalten, weil sie als Sicherheitsproblem galten. Jetzt haben sie freie Hand, sind stärker als je zuvor und nutzen das offensichtlich schamlos aus, um Chaos zu stiften. Aber jedenfalls sind wir jetzt frei, und das ist vorläufig die Hauptsache. Übrigens will der berühmte argentinisch-israelische Pianist und Dirigent Daniel Barenboim mit seinem West-Eastern Divan Orchestra demnächst auf dem Tahrir-Platz auftreten, um den Zeichen der Hoffnung ein musikalisches Accelerando hinzuzufügen.“

„Sag, Tahrir, ist das ein Eigenname, oder ...?“

Salam lachte herzlich. „Nein, Tahrir bedeutet Befreiung. Ursprünglich hieß er Ismailîya-Platz, nach dem Vizekönig Ismail, der ihn im 19. Jahrhundert nach Pariser Vorbild angelegt hat. Er bemühte sich nämlich, Kairo zu einem Paris am Nil zu machen. Platz der Befreiung hieß er seit der Revolution 1952, als König

Faruk gestürzt und die Republik ausgerufen wurde. Inoffiziell nannte man ihn aber schon bald nach der Revolution gegen die britische Besatzungsmacht im Jahre 1919 so. Denn drei Jahre später anerkannten die Engländer die Unabhängigkeit Ägyptens. Wäre Mubaraks Weisheit so groß, wie er immer zu behaupten beliebte, hätte er dem Platz längst seinen ursprünglichen Namen zurückgegeben. So aber musste der Name Tahrir wie ein Fanal wirken. Ein Fanal der Befreiung.“

15. Mai 2019. Nachwort.

Salam dürfte mit der Entwicklung seither ziemlich unglücklich sein. Sein arabischer Frühling endete nur allzu bald in erneutem Winter, und der Baum der Freiheit ist verdorrt, erfroren. Zum neuen Präsidenten wurde 2012 ein Islamist namens Mursi gewählt. Und der hatte nichts Eiligeres zu tun, als seine Entscheidungen und Dekrete für sakrosankt zu erklären. Wieder ein Jahr später putschte gegen ihn das Militär. Und seit damals bekleidet ein Generaloberst namens Abd al-Fattah as-Sisi das Präsidentenamt. Er hat Ägypten neuerlich Mubaraks Ketten angelegt.

**Mechthild Podzeit-Lütjen**

## **Den ich meine**

Wenn Monique für das Käsefondue jetzt den richtigen Keramiktopf gefunden hat, dann hat sie bisher nicht richtig nachgeschaut. Er ist genau hinter dem Rechaud gestanden, auf den Fonduetellern, wo der Fleischfonduetopf komplett davor stand, daneben die Fonduegabeln.

Sie hat außerdem die Erinnerung daran, dass sie sich beim Abzeichnen der Scheidung einen Fluchtkarton packte mit Dingen, die ihr lieb waren. Da gehörte der walnussfarbene Caquelon Fonduetopf aus der Schweiz, Yverdon, dazu. Den Fluchtkarton hat sie nicht gebraucht, aber belassen deponiert an bestimmter Stelle. Er stand immer irgendwie im Weg. Heute hat sie nach Jahren das erste Mal den Karton geöffnet: Blaue Gmundner Keramik, Gelee- und Butterdose. Neben Eierbechern und Saftkrug. Hübsch, diese Sachen – wann wird sie das in ihrem Leben noch benutzen. Indes der Caquelon war nicht da drinnen.

Man kann ja immer nur eine Butterdose zurzeit benutzen. Und sie liebt hüb-

sche Butterdosen. Eine aus englischem Porzellan, eine aus Glas, mit Entenköpfchen zum Anheben. Und auch diese mit weißen Streublumen auf blauer Keramik. Schön. Ein Geschenk von ihm, Weihnachten 1981. Ein ganzer Karton voll Gmundner Keramik. Es war für sie. Es war wiederum kein persönliches Geschenk. Aber sie liebte Blau.

Kurz hatte sie heute überlegt, doch nach Simmering zu fahren. Aber bei welchem Tor hätte sie denn aussteigen sollen oder parken. Alle Kirchen abklappern. Da wäre der Nachmittag um gewesen. Ein halber Tag Leben weniger –

Nur vielleicht hätte das wirkliche Leben erst begonnen. Manche Entscheidung birgt Konsequenzen, die wir zum Glück nicht wissen. Ums Leben kommen oder lieben ...

Wenn das eine entscheidende Weggabelung war, was hat mich so und nicht anders entscheiden lassen? Es kommt zu dir, sagt sich Monique. Ganz ruhig. Und kein Haschen nach Wind.

Aber diesen Mann kriegt sie trotzdem nicht aus dem Kopf. Wäre sie doch nur weiter gefahren auf der U3. Wäre sie nicht Stephansplatz ausgestiegen.

Er war einen Kopf größer, Anzug, schwarze Krawatte. Schwarze Schuhe. Kurzes meliertes Haar, leicht gewellt. Handy, das er bearbeitete. Trauriger Gesichtsausdruck, blaugraue Augen. Huskyaugen. Nicht durchdringend. Smart. erinnerte sie an einen Schauspieler aus *Der Club der toten Dichter*. Das Gebilde eher. Dabei hatte er kein Gebilde. Sie schaute ihn an. Sie fühlte sich angezogen. Sie wusste nicht, was es war, und befragte sich, was mit ihr geschah. Während er auf sein Handy schaute. Sie stiegen beide in die erste Tür. Es war eine neue Uahngarnitur. Er lehnte am Griff für Kinderwägen, sie an der ersten Glastrennwand. Dazwischen die Tür. Als der Zug anfuhr, suchte er ihren Blick. Er hatte es also bemerkt. Trotz Handy. Sie schaute ihm in die Augen. Er schweifete, Handy, nach geraumer Zeit schaute er sie wieder an, traurig neugierig. Noch eine Station. Jetzt könnte er aussteigen mit ihr. Er schaute sie interessiert an. Sie lächelte verhalten, sie über sich selbst staunend im Inneren. Er sah sie an. Schön bist du, meine Freundin, wie Tirza, lieblich wie Jerusalem, ... (Hohelied, 6,4). Sie stieg aus. Er blieb. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Wenn ein Zug sich in Bewegung setzt, ist etwas Unwiderruffliches intendiert – wie soll man jemanden finden, niemals, sich unsterblich sagt man, oder sterblich, was jetzt, er könnte zurückfahren und dann weiß er nicht, wohin sie gegangen, in welche Richtung, und gesetzt der Fall, sie würden sich auf der Straße

begegnen, wieder begegnen, denn eben sind sie sich ja mit Blicken begegnet, was würde er dann sagen? Nichts, schätzt Monique, und auch Monique, na, was würde denn sie sagen, auch nichts, oder? Was soll man da machen, wenn zwei, die sich ansehen, Blicke hin- und herwerfen, nichts sagen.

Sicher ist er nach Simmering gefahren. Zu einer Beerdigung oder Begräbnis. Vielleicht sein Freund. Oder seine Frau? Nein, da hätte er Utensilien in der Hand gehabt, Unterlagen. Er hatte nichts dabei.

Seit er gestorben ist, fühlt sich Monique von Männern angezogen, die im Prozess der Trauer stehen. Monique meint, dass kein Mensch es sonst erfassen könnte, was es im Leben bedeutet, solche Tode zu erleben. Das einzige, sagt sie sich, ist doch, dass einen dieser Prozess der Trauer im Leben zu den Toten hin verbindet. Nur damit könnte sich der Kreis schließen. In einer neuen Partnerschaft. Dass die Toten somit inkludiert sind, gleichsam präsent.

Monique hat den Gruyerzer Käse in den Rechaud gegeben, Muskatnuss, vorher Knoblauch. Für zwei Personen, steht auf der Packung. Das ist jedes Mal so. Sie nimmt sich zum ersten Mal wieder eine Fonduegabel. Sie isst auch morgen noch davon.

Einen Tee dazu: a little bit milk for the bitterness of live, hättest du gesagt. Und dies wiederholtest du jedesmal. Wir tranken regelmäßig unseren Tee, vorher oder nachher ... stellten ihn zur Lederbank oder auf den Teppich, das letzte Mal auf den Teppich. Er fotografierte sie, Monique, rief er, bist mein schönes Mädchen.

Sie glaubt an die Vorsehung.

Aber muss ein Mensch aus Trauer eine schwarze Krawatte tragen? Heute trägt Mann sie auch der Mode wegen. Aber dieser Mann und diese große Traurigkeit gleichsam einer Aura waren eins – es war so etwas in seinen Augen, das ein Wissen signalisierte: jetzt habe ich den Tod gesehen. Jetzt das Ende des Lebens. Jetzt ist da diese grenzenlose Stille. Die Stille am Friedhof. Da ist nichts und alles. Aber nichts rührt sich. Aber die Stille gellt in den Ohren. Sie schmerzt. Die Stille schmerzt beim Anblick der Erde, die sich senkt, immer mehr Tag um Tag. Das ist die Ohnmacht und die Erkenntnis. Dass wir alle dem entgegenstreben –

Ich möchte den Menschen erleben, sagt Monique laut vor sich hin, sodass sich die Leute umdrehen, der mir die Auferstehung erklärt. Ich verstehe Kleist. Ich verstehe seine amour fou. Das zu zweit Sterben ist doch fast eine logische Folgerung der Sehnsucht des Menschen. Und nur ein Mann wie dieser kann das

nachvollziehen, seine Augen flehen förmlich um Erlösung: Mein Geliebter hebt an und spricht zu mir: Erhebe dich, meine Freundin, meine Schöne, und geh doch! Denn siehe, der Winter ist vorüber, ... (Hohelied 2,10).

Nein, sich nur nicht hineintigern. Nichts passiert von ungefähr.

Morgen, sagt Monique zu sich, fährt sie zum Grab nach Simmering, nimmt den Faltsessel, und wird dort das Skelett zeichnen, Kohle, Rötöl, was immer, etwas Pastell. Den Eispickel in seinen Händen, das muss sie sich vor Ort überlegen. Viele Blätter wird sie zeichnen, einmal seinen nackten Körper, dann in den weißen Levis Jeans, dem maritimen Seersuckersakko, hellblaues Hemd, passend blaue Krawatte, Socken, Gürtel und die rote Boxershirt von ihr. Hatte sie ausgesucht. Wird Pastellkreide und Rötelstift und Graphit schattieren, je nachdem. Währenddessen wird sie horchen, ob er sein Versprechen hält: ich klopfe, sagte er. Sie wird dann sehen, ob sie mit ihm plaudert, ihm erzählt, dass sie Nacht für Nacht seinen Pyjama trägt – das wird der Moment entscheiden. Wie schön bist du, mein Geliebter, gar lieblich! Ja, unser Bett sei frisches Grün, die Balken unseres Hauses seien Zedern, unsere Bretter Zypressen (Hohelied 1, 16-17).

Es wird ihm sehr gefallen.

**Jordi Rabasa**

## **Freiheit**

Ich wollte immer frei sein.  
Mit dem Altwerden  
stellte ich mir die Frage,  
frei wovon oder wozu?  
Befreit von der universalen Schuld,  
fühlte ich mich nicht freier.  
Befreit von der Elternerziehung,  
fühlte ich mich auch nicht freier.  
Vor meiner Geburt kämpften  
die Menschen, um das eigene Schicksal  
in die Hand zu nehmen.  
Nach meiner Geburt kämpften sie ebenso,  
aber sie fühlten sich nicht freier.  
Freiheit ist der Wind, der uns  
das Segeln erlaubt,  
das Auge, das uns die Kunst  
zu betrachten erlaubt.  
Ich suchte die Freiheit überall  
und ich fand sie nicht.  
Als ich erwachte, steckte sie in mir

19.06.2019

**Stefan Reiser**

## **Notlüge**

Mein Interesse an einer zufälligen Strandbekanntschaft hatte nachgelassen, von Minute zu Minute. Auf der anderen Seite schien die Kurve genau gegenteilig zu verlaufen. Kurz nach Sonnenuntergang, Füße noch im kälter werdenden Sand, kam die Einladung zum anschließenden Umtrunk an der Hotelbar. Ich hörte mich vom Thema ablenken, Zeit schinden, um Worte ringen, die Gischt im Zorne peitschen, den Gott des Meeres zu Hilfe rufen, mit dem Schicksal hadern, aufrichtig um Entschuldigung bitten, weinen, verstummen, verzweifeln – mein Repertoire war an dieser Stelle ausgeschöpft –, um dann, da ich endlich

eine Idee hatte, die Einladung unmissverständlich auszuschlagen mit der Begründung, dass es zu Hause jemanden gäbe, der auf mich warten würde.

## Schwechat

Reise gebucht, Storno passé. Du steigst in den Flieger – ohne mich, keine Widerrede. Meinetwegen sollst du nicht auf Paris verzichten müssen. Ich wollte sowieso nicht. Paris, Paris, was soll ich dort? Enger, tönender, stinkender Moloch, aufgeblasene Kloake Europas; der Gedanke an die Metro schnürt mir die Luft ab. Und erst die Cafés: drinnen kein Platz zum Umdrehen und am Trottoir fahren dir die Mopeds den Hinterkopf weg – non, non, merci. Nicht du lässt mich, sondern ich lasse dich im Stich, erbärmliche Verfassung, je suis desolé, verzeih mir mein Versagen. Lass mich zurück und flieg, flieg, mach dir schöne Tage und keine Sorgen, was sind schon 39 Grad, ich bin sicher, das Thermometer lügt. Hörst du die Durchsage? Dein Gate ist offen, nun geh, geh, sag au revoir. Ich sag‘ adieu.

## Verhör

Ein ungünstig montierter Lampenschirm oberhalb des Café-Tisches erweckte bei ihm den Eindruck, es handle sich bei dem vereinbarten ersten Treffen um ein Arrangement mit der Absicht, Informationen aus ihm herauszupressen. Sein abrupter Platzwechsel – eine Flucht in die Ecke – brachte keine Besserung, im Gegenteil: Der allgemeine Lärmpegel, nun verdoppelt durch den Widerhall nackter Wände, machte ihn glauben, allerlei Schuldeingeständnisse abgeben zu müssen, ungefragt. Kapitulation ohne Not, dachte sich sein Gegenüber.

**Elisabeth Schawerda**

## Frantisek

Es war bald nach dem Fall des Eisernen Vorhanges, als mein Vater einen Brief aus Kromeriz in Mähren, dem ehemaligen Kremsier erhielt. Dieser Brief war in einem schönen, etwas altmodischen und umständlichen, fehlerfreien Deutsch geschrieben. Der Inhalt mündete nach wohlgesetzten einführenden Erklärungen zu einer Frage: Ist es möglich, dass wir verwandt sind? Mein Vater wollte sich nicht mit dieser Frage beschäftigen und gab den Brief mir, damit ich ihn beantwortete.

Da las ich folgende Geschichte: Frantisek S., pensionierter Professor einer Fachschule für Molkereiwesen, nahm die ersehnte Möglichkeit wahr, mit seiner Frau Libuse endlich nach Österreich reisen zu können. Eine Gruppe von Lehrern aus Kromeriz hatte eine Exkursion nach Baden geplant und einen Dolmetscher gebraucht. So kam Frantisek nach Baden. Er spazierte mit seiner Frau durch das hübsche Biedermeierstädtchen und setzte sich in den Kurpark. Auf der Bank, auf der sich die beiden niederließen, lag eine zurückgelassene Badner Zeitung. Die nehm ich mit, sagte sich Frantisek, und lese zuhause, was es in einer solchen Stadt für Neuigkeiten gibt.

Zuhause fand er beim aufmerksamen Lesen unter verschiedenen Ankündigungen seinen Familiennamen. Es war kein häufiger Name. Die Möglichkeit einer Verwandtschaft war daher nicht auszuschließen. So schrieb er den Brief. Sein Vater und Großvater, die die deutsche Sprache geliebt hatten, hatten sie ihm beigebracht. Und er liebte sie auch.

Ich machte Kopien von sämtlichen, sich auf meine väterlichen Vorfahren aus Mähren beziehenden Dokumente, die noch aus den Zeiten des Ariernachweises vorhanden waren, und schickte sie Frantisek. Lange hörte ich nichts von ihm. Aber eines Tages kam ein umfangreiches Schreiben. Frantisek hatte alle in den Dokumenten angegebenen Orte in der Gegend um Olmütz besucht, die Taufregister studiert, die alten Adressen aufgesucht, bis er zu der Gewissheit kam: ja, wir sind verwandt. Er ist ein Cousin meines Vaters.

Das Interesse meines Vaters an diesem neu aufgetauchten Verwandten war nicht sehr groß. Aber ich schrieb ihm sogleich zurück und hieß ihn in der Familie willkommen. Bald darauf lernte ich ihn kennen. Er hatte an einer Busreise nach Wien teilgenommen, und wir verabredeten uns beim Maria Theresien-Denkmal zwischen den Museen. Es ist interessant, dass es immer klappt und nie ein Problem ist, einander zu erkennen, obwohl man sich noch nie zuvor gesehen hat.

Ich lud Frantisek etliche Male zu mir nach Wien ein. Er war ein Mensch, den man sehr schnell ins Herz schließen konnte. Endlich reisen zu dürfen, endlich Wien kennenzulernen war für ihn die Erfüllung einer lebenslangen Sehnsucht. Seine altösterreichische Höflichkeit in Verbindung mit diesem kleinen, uns noch vertrauten Akzent, die singende Weichheit des Slawischen in seiner Stimme, sein bescheidenes und doch souveränes Auftreten weckten überall, wo wir hinkamen, Sympathie. Wir liefen kreuz und quer durch Wien – Frantisek lehnte es ab, ein Fahrzeug zu benützen, denn da hätte ihm ein Anblick entgehen können. Und Wien zeigte sich von seiner schönsten Seite. Eines Abends tanzten

sogar die Lippizaner vor dem Rathaus, als wir vorbeigingen. Sie probten für die Eröffnung der Festwochen.

Frantisek und Libuse luden uns nach Kromeriz ein. Sie fuhren mit uns in die Dörfer bei Olmütz, wo meine Vorfahren einst lebten. Ein Sommertag in Mähren: Breite, grüne Anger, hinter Obstbäumen hübsche kleine, weiße Häuser. Sehr still. Ein wie in der Vergangenheit liegendes und aus der Vergangenheit aufgetauchtes Plätzchen.

Als wir zurück nach Wien fuhren, war die Grenze zwischen unseren Ländern für unser Gefühl keine Grenze mehr. Die Straße führte einfach darüber hinweg, und die gutmütige Landschaft setzte sich schwesterlich fort.

Für Frantisek war die endlich erhaltene Freiheit tiefes Bedürfnis, eine Herzensangelegenheit. Haben Freiheit, Friede und Freundschaft nicht eine gemeinsame Wurzel in unserer weisen Sprache?

**Ines Scholz**

## **Sind wir frei?**

Wir fühlen uns frei und doch hemmt uns etwas. Tief versteckt in unserem Inneren haben wir das Gefühl wir sollten es nicht tun. Oder doch?

Wie oft haben wir uns diese Frage bereits gestellt?

Ist es die Angst vor der Reaktion unserer Familie und unserer Freunde? Ist es die Vorstellung von richtig und falsch, die uns von der Gesellschaft vorgelebt wird? Oder ist es die Angst vor uns selbst? Nicht vor den Konsequenzen, sondern vor unserer eigenen Veränderung.

Mit jeder Minute um Minute, die verstreicht, entwickeln wir uns in eine Richtung, die wir vorher nicht erahnt hatten.

Ob nach vorne oder zurück: Es gibt kein zurück!

Aber ist nicht gerade diese Veränderung die wahre Freiheit des Lebens?

Wir können uns sagen: Wir stecken nicht fest!

Wir können uns für dieses oder jenes entscheiden und sind immer noch hier. Jedoch verändert. Wer kann uns aufhalten?

Nur wir selbst!

Wir sind frei!

Günter Schütt

## **Barba decet virum oder Als mich die Freiheit verließ**

Ich gehe in eine Buchhandlung, um einen Vortrag über „Wien abseits der Pfade“ zu hören.

Und bekomme Gemüseschnaps serviert.

Gurkenschnaps, Spinatschnaps und Donauweibchengin.

Es ist Schulschluss.

Die Prüfungen geprüft, die Noten eingetragen,

Tränen der Schüler aufgefangen,

Schweißperlen verschwenderisch verloren.

Ich lausche dem Vortrag und denke an deinen Bart.

Dein Bart schwankt zwischen Hippster und ISIS-Krieger,

aber er ist immer lang und trotz der Länge eingehegt.

Seine Wildheit und Eingehetheit sind die Konstanten unseres Exils:

Unser Platz ist im Lehrerzimmer zwei,

doch wir sind nie da.

Wir sitzen an den PCs im Korrekturraum

Rücken an Rücken wie zwei meditierende Buddhastatuen.

Im Spiegel des Bildschirms sehe ich deinen Nacken.

Seine Geschorenheit würde mich erschrecken,

wäre da nicht die Fülle deines Bartes.

Seine Weichheit fängt all das Schrofne auf.

ich habe mich an ihn gewöhnt, wie an die Pflanzen auf meiner Terrasse,  
jeden Tag feuere ich ihn beim Wachsen an und zittere vor seiner Beschneidung.

Der Gurkenschnaps riecht stark und schmeckt stark.

Der Spinatschnaps riecht kaum, aber schmeckt wie eiserne Erde.

Der Donauweibchengin schmeckt wie Gin ohne Donauweibchen.

Bei dem Wort Donauweibchen denke ich unweigerlich an dich.

Ich harre einer sprachkritischen Bemerkung, einer etymologischen Reflexion,  
einer kulturpessimistischen Universaltheorie über die Verkommenheit der

Sprache in toto

oder einfach nur eines schmutzigen Witzes, doch ich warte umsonst.

Es ist längst ein Jahr später, und du bist nicht mehr hier.

Deinen geschorenen Nacken vermisse ich,

aber noch stärker vermisse ich deinen Bart.

Er war mir ein Garten der Freiheit,  
in dem ich meine Gedanken gehen lassen konnte  
inmitten der Grauheit der Kaserne.  
Wir hören es läuten und verlassen die Schule  
wie zwei Rekruten ihren Wachposten  
fallen in den bröseligen Schaum der Sitze  
meines lahmen Familienautos  
wie in die Sattel müder Gäule  
Ich drücke den Retourgang in sein Gehäuse  
Als wären es Zügel  
Steige ins Gas  
Als wären es Sporen  
Öffne Fenster und Lüftungsventile  
Als wäre es Wind  
Der Donauweibchenschnaps auf meinem Gaumen schmeckt wie dieser Wind  
Er schmeckt nach Juni, nach grüner oder blauer Sahara  
Er schmeckt nach Schulschluss  
Wir liegen in den Vordersitzen meines Opel Merida  
Als wärest du mein Therapeut  
Und ich deiner.  
Unsere Behandlungen verrechnen wir nicht  
So wie unsere Freundschaft  
Unsere Kuren sind billig und miserabel  
Aber unsere Freundschaft ist es nicht  
Deine Empörungen über politische Korrektheit habe ich immer noch im Ohr  
„Erwachsenensprache“ sagst du  
Und zitierst aus dem Buch eines Wiener Philosophen  
Wie aus der Bibel,  
während ich bei Gelb über die Ampeln fahre.  
Du entlarvst die herrschenden politischen Ideologien unserer Epoche  
Und ich freue mich auf eine Rotphase  
weil ich dann endlich auf Augenhöhe mitreden kann  
Das Fahren ist meiner rhetorischen Ebenbürtigkeit abträglich  
So wie zu viele Grünphasen  
Einer möglichst langen Zeit mit dir.  
Ich stehe im Buchladen.  
Lasse Donauweibchengin von einer Wangentasche in die andere schwappen

Ohne dich schmecke ich die Bitterkeit der Worte.  
Als wären sie nur leere Durchgänge  
Do-n-au-weib-chen-gin  
Donauweibchengin versickert in meiner Mundschleimhaut  
Wie fauliges Wasser in der Wüste  
Verblasst ins Bodenlose  
Gebiert den größtmöglichen Gegensatz zur Melodie  
Deiner Satzperioden  
Verliert jede Würze.  
Würze.  
Meine Erinnerung an dich ist nicht blass, sondern ein Bouquet an Würze.  
Die Röstaromen von Lavazzakaffee aus deiner Espressomaschine, zu dem du  
mich so häufig eingeladen hast  
Der bitter-süße Zitronenhauch des Limoncellos, den du mir zum Geburtstag  
geschenkt hast  
Der Hopfengeruch der Craftbiere, die wir gemeinsam trinken wollten,  
und die du vermutlich selbst trinken musstest,  
weil wir keinen schnellen Termin für ein Treffen fanden.  
Nach Büttenspapier schmeckende Wohltat freundlicher Worte  
Nach Druckerschwärze schreiende Pointiertheit von Stegreifreden  
Nach Menschlichkeit und Ermutigung duftende Geste  
Der pfeffrige Furor von Jugend  
Der ihn einhegende Balsam von Herzlichkeit  
Die nach wurmstichigen Klaviertasten schmeckende Verschrobenheit deines  
Witzes.  
Das nach überreifer Kochbanane riechende Pathos.

**Veronika Seyr**

## **Rosenkranz für die Freiheit**

Jeder Montag begann mit dumpfem Grollen und Knirschen auf Kies, mit schweren Schritten und tiefen Männerstimmen. Davon wurden wir wach.

Da huschte die Tante Sefi ins Kinderzimmer und klatschte in die Hände  
Kinder, aufwachen, aufstehen, Rosenkranzbeten!

Tante Sefi war die jüngste Schwester meines Vaters, ein kinderloses Fräulein von der Post. Sie kümmerte sich um die größeren Kinder. Die Mutter war mit dem Haushalt und den Kleinen beschäftigt, der Vater während der Woche Gastarbeiter bei Wien.

Es war noch dunkel, als uns Tante Sefi aus den Stockbetten stamperte. Wir knieten in Pyjama und Bademantel neben den Betten, die Hände vor der Brust gefaltet. Es war kalt und wir bibberten. Der einzige Ofen, der Meller- Dauerbrandkamin, stand zwischen dem Eltern- und Kinderzimmer und war schon ausgekühlt. Tante Sefi stimmte mit ihrem Glockensopran den Rosenkranz an. Es wurde um einen halben Grad wärmer. Viele Vaterunser und Gegrüßet-seistduMaria und GebeneideitseiteinLeib. Vermaledeit lernte ich erst später mit den Flüchen der Bierführer. Tante Sefi sang im Kirchenchor und in den Hochämtern die Soli der Deutschen Messe, sie spielte auch die Orgel.

In aller Herrgottsfrüh fuhren Onkel Klaus und seine Bierführer Franzl und Toni nach Linz in die Brauerei zum Bierfassen. Vor dem Haus, unter unseren Fenstern, luden sie die leeren Fässer auf den Saurer-Lastwagen. Der Onkel betrieb eine Bierniederlage, von der aus er das Bier zu den Wirten im unteren Mühlviertel lieferte. Ich fuhr gerne mit und war in allen Wirtshäusern zu Hause. Besonders in denen mit hölzernen Kegelbahnen. Ich wuchs auf in einem Gewirr von weitläufigen Gebäuden. Wir hatten eine eigene Kapelle auf dem Grundstück, unten an der Donau, errichtet zum Gedächtnis an Kaiser Franz Joseph, der auf der Brautfahrt mit Sisi dort fast kenterte.

Kurz danach ließ er den Strudel um den Haussteinfelsen in der Donau-Mitte sprengen. Das stand oben in großen, goldenen Lettern zwischen dorischen Säulen. Jeden Samstag ging ich mit meiner Großmutter zur Kapelle, um sie zu putzen und mit Blumen neu zu schmücken. Meine Großmutter war Monarchistin. Und auch ich fühlte mich dem Kaiserhaus sehr verbunden. Heilige Handlungen. Dort bin ich geboren und die ersten zehn Jahre aufgewachsen. Das war Heimat. Nahe Menschen. Frieden und Freiheit. Der Geruch von Gras, Heu, Holz, Moos, Harz, Erde und der Moder von Donaualgeln ist mir bis heute lieber als der von Konditoreien oder Parfümerien.

Ich mochte die Geräusche der frühen Montage: Das Rollen der mit Eisenringen beschlagenen Holzfässer über das Pflaster, das Knirschen im Kies des Vorplatzes, das Quietschen der metallenen Rutschen, zuletzt das dumpfe Aufkrachen auf der Ladefläche und das Rasseln der Ketten, wenn Toni die Planen festzurte. Flaschen in Kisten kamen erst später auf. In meinen Ohren klang al-

les einladend und heimelig. Die Kinder lebten recht frei, weil die Erwachsenen zu beschäftigt waren, um uns zu beaufsichtigen. Trotz aller Gefahren zwischen Donau und Bahn, Bächen und Wehren. Ich glaube, sie vertrauten uns, weil sie sich vertrauten. Daheim waren.

Einmal durfte ich in die Linzer Brauerei mitfahren, das aufregendste Erlebnis meiner Kindheit. Auf dem Schoß von Onkel Klaus, daneben Franzl und Toni im Führerhaus. Ich fühlte mich wie eine Welteneroberin. Die Reise in die Großstadt, die Hochöfen und Schlotte der VOEST, gewaltig wie ein Gebirge, die riesigen Hallen der Brauerei, die endlosen Bierlager, in denen sogar Kräne und Eisenbahnen auf Schienen fuhren. Diese Gerüche. Das Linzer Lager war damals die am häufigsten getrunkene Marke. Der Weihnachtsbock mit dem grünen Schildchen kam vor dem Christkind. Biertrinkerin wurde ich trotzdem nicht.

Die endlos wiederholten Absätze des Rosenkranzes liebte ich nicht. Je nach Jahreszeit stimmte Tante Sefi geistliche Lieder an. Im Mai Meerstern ich dich grüße, im Advent Maria durch ein Dornwald ging, vor Ostern Oh Haupt voll Blut und Wunden. Ich bin sicher, dass wir die Worte nicht wirklich verstanden und vieles verballhornten. Meerschweinichdichgrüße. Alle Kinder waren musikalisch und sangen gerne Lieder. Am Ende brauste immer das Großer Gott, wir loben dich durch das Kinderzimmer. Es erlöste uns vom Einerlei des Rosenkranzmurmels und der Kälte. Erst als wir den Motor des Saurers aufheulen hörten und die tiefe Hupe, wenn er aus dem Dorf hinausfuhr, wurden wir aus unserer knienden Lage erlöst. Meine älteren Brüder und Cousins gingen schon zur Schule und kannten viele Belustigungen. Sie waren alle Ministranten, gingen zum Dimbach Fische oder Krebse ausgreifen und spielten auf der Strudener Au Fußball. Sie organisierten sich in Banden und spielten Krieg gegen die Buben von Struden. Was die zwei älteren Schwestern den ganzen Tag trieben, daran erinnere ich mich nicht. Nur einmal nahmen sie mich mit in ihre Handfertigkeitsstunde mit Stricken, Sticken und Häkeln in der Volksschule. Das stumme Sitzen mit einer oder zwei Nadeln entsprach nicht meinem Temperament. Nach kurzer Zeit schlich ich mich aus der Klasse ans Donauufer und schaute den Schiffen zu oder den Zillen beim Kastenhofer. Wer von unserem Ufer hinüber wollte, musste laut Üüüüberfuuhr! rufen.

Zumindest für mich kann ich sagen: Ich liebte alle kirchlichen Zeremonien. Waren sie doch in diesem zwischen Donauufer und Bergen zersplitterten 700-Seelen-Dorf die einzigen Ereignisse. Meine Familie – 1944 Ausgebombte aus Wien – lebte dort weit weg von Theatern, Kinos und Cafés. Die Auferstehungs-

feiern in der Osternacht, wenn wir die Weidenkörbe mit dem Gsöchten – dem Geselchten –, Kren, Osterstrudeln und Eiern zur Weihe in die Kirche tragen durften, die Prozession um die Kirche herum im Dunkeln, wo es beim dreimaligen Lumen Christi immer heller wurde, die Erneuerung des Taufgelöbnisses mit dem Abschwören des Teufels – das war Drama pur. Auf dem Rückweg dann das Abenteuer, wie wir uns bemühten, das Osterfeuer brennend nach Hause zu bringen, hinter der schützenden Hand die steile Blomü – Blochmühlgasse – hinunter, über das Viadukt des Dimbaches und übers Danzerbergl drüber. Natürlich versuchten die Buben den Mädchen die Flamme auszublase, damit sie Sieger würden. Im Sommer, wenn der Himmel mit Gewittern oder Hagel die Ernte bedrohte, zog eine Prozession mit Fahnen durch die Felder und Wiesen, um den Schaden, der vom Himmel kam, abzuwenden. Dieselbe Zeremonie, wenn es zu wenig Regen gab. Pfarrer, singendes Volk und Kinder. Tante Sefi, mit ihrem klingenden Sopran, schritt voran. In ihrem Dirndl und mit der aufgesteckten Gretlfrisur, die ihre goldenen Locken bändigte, erschien sie mir wie ein Engel. Sie hat einen guten Draht zum Himmel. Alles ist gut, es kann nichts passieren, wir haben Schutzengel. Das Grundgefühl meiner Kindheit. Die Fragen zum KZ Mauthausen, zur Mühlviertler Hasenjagd und dem Schloss Hartheim hatte ich erst rund 20 Jahre später. Wir hatten Ratschen und Trommeln dabei mit Klöppeln, mit denen wir herzhaft daraufschlugen, um die Wolken zu vertreiben. Auch Nikolaus und Krampus, die Kreuzwegstationen, die Maianachten, Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse hatten ihre dramatischen Reize. Wir lebten im ewigen Kreislauf des Kirchenjahres. Diese Mischung aus heiliger Feierlichkeit, Spuk und Komik begeisterte mich schon in den frühen Kindertagen. Das war echtes, lebendes Theater. Ich war also gut auf Nietzsches Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik vorbereitet. Auch die heidnischen Bräuche wie das Winteraustreiben und die Sonnwendfeuer waren Höhepunkte im dörflichen Leben. Eine friedliche Heimatkultur.

Onkel Klaus und seine Bierführer hatten an den Montagen eine gefährliche Reise vor sich. Sie mussten über Grein, Perg und Mauthausen die Donau entlang fahren und bei Enns die Brücke queren. An der Zonengrenze standen sich die Sowjetarmee und die Amerikaner direkt gegenüber. Nur die Schranken trennten sie voneinander. Nirgendwo sonst war die Nachkriegssituation so greifbar. Nicht Krieg, aber auch kein Frieden. Es war der neuralgischste Punkt in ganz Österreich in den zehn Russenjahren, wie das hier hieß.

Damit die Männer frei hinüber- und zurückkamen, mussten die Kinder be-

ten. Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelsreich. Das Bild im Kinderkatechismus, wo Jesus im weißen, langen Nachthemd mit blonden Locken dasteht, links das rote Herz und die Hände weit ausbreitet, um die Kinder zu sich zu rufen, schaute ich besonders gern an. Es wurde erklärt, dass wir auserwählt sind, ganz nah bei ihm zu sein. Kinder können wegen ihrer Unschuld – sofern sie durch die Taufe von der Erbsünde befreit waren – auf direktem Wege Gottvater, seinen Sohn und dessen Mutter erreichen.

Nach den Erklärungen von Tante Sefi können die unschuldigen Kinder den Schutz und Segen Gottes runterbeten, herabflehen. Die komplizierte Diplomatie zwischen Himmel und Erde, das Verhandeln, Versprechen und Belohntwerden können wir nicht durchschaut haben. Aber wir hatten eine Rolle, wurden beachtet und fühlten uns wichtig. Die Großen hatten große Angst vor den Russen. Außerdem war die Tschechei nicht weit weg, wo die schrecklichen Russen ihr Unwesen trieben. Mir hat sich das besonders eingepägt, stand doch meine Geburt genau am 23. Februar 1948 mit dem kommunistischen Putsch in Prag unter keinem guten Stern. Immer wieder wurde mir erzählt, dass ich wegen der allgemeinen Aufregung einen Monat zu früh das Licht der Welt erblickte. Das nördliche Donauufer gehörte zur Sowjetzone. Die Erwachsenen redeten davon, dass Menschen auf der Enns-Brücke verschwanden und nie wieder auftauchten. Einmal haben sie sogar eine Frau entführt, eine Diplomatin, die erst nach 14 Jahren aus einem sibirischen Gulag freigelassen wurde.

Am späten Nachmittag sammelte Tante Sefi die Kinder in der Stube ein, aus all ihren Tätigkeiten zwischen dem Bräuhaus, der Donau, dem Gießen- und Dimbach. Manche wichen in die Wälder aus. Zu der Zeit, wenn die Mander, die Männer aus Linz die Enns-Brücke überqueren sollten, kam das zweite Rosenkranzbeten. Wenn sie uns damit auch aus den schönsten Spielen herausriss, war es doch weit weniger unangenehm als das im Morgengrauen, blühte uns doch ein freudiges Ereignis. Wenn die Bierführer mit Gotteshilfe und unserer Gebete die Rote Armee glücklich passiert hatten und sie mit vollen Fässern ins Bräuhaus zurückkehrten, gab Onkel Klaus den Erwachsenen ein Freibier aus. Das waren viele, lebten doch außer den Familienmitgliedern noch Knechte und Mägde im Bräuhaus. Dazu Sommergäste Einlieger.

Wir Kinder bekamen ein Kracherl aus Bad Scharthen und durften die Bier-Noagerl, die Neige, austrinken und den Schaum, den Fam, auflecken. Ich weiß noch gut, dass meine Finger noch so kurz waren, um bis zum Boden zu gelangen. Am glücklichsten war immer Tante Sefi. Bei jeder Rückkehr wurde sie

in ihrem Glauben gestärkt. Sie besprühte alle reichlich mit Weihwasser und lief dann zur Kirche in die Abendandacht, betete wieder den Rosenkranz, um sich beim lieben Gott für die Rettung der Maunder zu bedanken.

Ich weiß nicht, ob sie jemals erfahren hat, worauf das Wunder auf der Ennsbrücke wirklich beruhte. Mir hat es Onkel Klaus, bei dem der Schalk immer locker saß, viele Jahre später anvertraut. Sobald sie mit dem Saurer am Ami-Posten ankamen, zeigten sie ihre Passierscheine vor und wurden schnell weitergeschickt. No problem. Go. Am sowjetischen Posten dauerte die Kontrolle länger, obwohl die Soldaten die Bierführer schon lange kannten. Während vorne am Führerhaus die Papiere immer wieder umgedreht wurden, machten sich zwei Soldaten hinten am Anhänger zu schaffen. Dort hatte Onkel Klaus ein 50-Liter-Fass für sie bereitgestellt, das sie sehr schnell in ihr Wachhäuschen rollten. Ich nehme an, dass Onkel Klaus seine Schwester Sefi nie in ihrem Glauben an die göttliche Hilfe erschüttert hat. Sie ist hochbetagt, hochkatholisch und friedlich verstorben. Ich kann mich bis heute nicht entscheiden, ob es das Linzer Lagerbier war oder das Rosenkranzbeten der Tante Sefi. Jedenfalls sind die Männer (Maunder) in der Russen-Zeit immer unversehrt heimgekommen. Als im 55-er Jahr die wirkliche Befreiung kam, wohnten wir bereits in Wien, sahen die Russen abziehen und hörten im Radio: Österreich ist frei!

**Martin Stankowski**

## **Zustand, Erinnerung und Ausblick. Mein Nachdenken über Emily.**

No coward soul is Mine: diese Zeilen, nein das ganze Gedicht der anderen, früher geborenen Emily werde ich an meiner bevorstehenden Beerdigung in diesem frühlingstfreudigen Mai 1886 vortragen lassen. Man wird meinem letzten Wunsch entsprechen, obwohl er wohl bei den meisten von jenen, die mich zu kennen und an diesem Anlass nicht fehlen zu dürfen, meinen, ein Stirnrunzeln auslöst, vielleicht ein unwilliges Lächeln hervorbringt. Solche gewaltig tönenden Worte letztlich über sie, die sich sensibel vor der Welt verbarg, in einer der Erinnerung geweihten Situation? Was soll in einem solchen Moment dieser in Worte gefasste Fremdkörper? Nein, der bestimmende Körper bin ich selbst, war ich selbst – wohl von zarter Gestalt, indessen unbeugsam in seinem Ausdruckswillen.

Wer kannte mich schon, die ich, wie man weiss, vornehmlich im Hause, ja im Zimmer lebte? Da sind, da waren der das Heim der Dickinsons in Amherst prägende politisch tätige Vater und die Geschwister, also mein Anwaltsbruder mit der prachtvollen Schwägerin, meiner Schulfreundin Susan, meine Schwester Lavinia, die nach wie vor um mich in unserer Wohnstatt lebt – sowie der eine oder die andere gute, freundliche, freundschaftliche, auch liebevoll mir geistig zugewandte Bekannte. Nun, ich schrieb einiges: Zahlreich sind meine Briefe, in denen ich dann nicht allzu viel von mir verbarg, fügte ich ihnen eines meiner Gedichte bei. Ansonsten schrieb ergiebig ich nur für mich: Es dürften weit mehr wie tausend Blätter in etwa fünfzig Manuskriptheften sein, die bei mir auf dem, in dem Pult liegen; fast nichts demnach wurde veröffentlicht. Rechne ich meine Umgebung nicht: Wer hätte schon die Lyrik einer Frau wahrgenommen, gar gekauft: Soll ich hinter diesen Satz ein Ausrufe- oder ein Fragezeichen setzen?

Ich zog mich zurück von der Welt. Ich zog mich zurück in mich. Freilich bedeutete das keine Weltferne. Ich nahm teil am Geschehen, gerade der grosse grausame Bürgerkrieg beschäftigte mich tief: Nicht dass ich kämpferische Passagen verfasste, er wirkte hinein in meine rastlosen Gedanken über die Begrenztheit des Lebens und die Sache dessen Endes selbst – mit, nein: in der Hoffnung, es bleibe vom einzelnen Menschen etwas Greifbares für die Nachwelt zurück. Und: der Liebe gleich, der stetig ich ebenfalls nachsann, von Mann und Frau, von Mann zu Frau und umgekehrt, einer Liebe, die sich über die Grenzen hinaus verströmen sollte, verlangt meine mich uneingeschränkt zum Berührtsein und Empfinden aufrufende Teilnahme kein feminin sittsames Betragen, kein weiblich zurückhaltendes Auftreten, keine stille Bescheidenheit. Eine derartige, aus den starren Gesellschaftsregeln resultierende Haltung mag für das sich Aufführen in und ausserhalb des Hauses Geltung besitzen. Bei welchem Benehmen, sollte ich nicht auffallen respektive wollte ich nicht anecken, ich eine bestimmte Rolle einzunehmen, sprich: im vorgegebenen Rahmen zu spielen hatte – wodurch in solchem Vollzug das Angepasste buchstäblich sich veräusserlicht.

Die innere Haltung ist eine ganz andere Sache: Hier verblasst, bin ich, wenn ehrlich, ganz bei mir selbst, die bürgerliche, die puritanische, die kirchlich geprägte Sozietät, wird zu Schattierungen des Gefühlten, wenn nicht gar zu immer stärker verblassenden Schatten degradiert. Hier ist die ewig kindliche Emotion erlaubt, das ewig kindliche Fragen ja Nachfragen angebracht, das ewig kindliche Aufbegehren legitim – im steten Verlangen erneut, neu aufbrechen zu können:

Wie im buntfrohen Aufblühen die Natur, welche mir in ihrer auf Entdeckung wartenden Sinnhaftigkeit unendlich viel bedeutet; wie zu kaum bekannten dunstig grünen oder graubraunen Ufern, welche das Empfinden bereithält; wie in die herrliche frühe Helle oder die sanfte abendliche Kühle eines Maientags, wie in die angesichts der ungebunden strahlenden Fülle des die Jahreszeiten zusammenfassenden Indian Summers ausschwingende Seele: Not knowing when the Dawn will come, / I open every Door, / Or has it Feathers, like a Bird, / Or Billows, like a Shore – Doch ich formulierte ebenso: It would never be Common – more – I said – / Difference – had begun – / Many a bitterness – had been – / But that old sort – was done – Mein geistlicher Freund, inzwischen weit entfernt, weil hinüber an den pazifischen Ozean übersiedelt, und die meisten all der anderen hätten wohl in dieser verknüpften Struktur, in diesen Auslassungen, im frei gelassenen Schluss kaum das zum Weiterspinnen Aufgegebene, nur eine zumindest zum Teil ins Stocken geratene, reduzierte Beobachtung empfunden: nicht aber den Ausdruck einer eindringlichen Suche nach klarer Festigkeit. Und ich ahne, nein ich weiss es, auch in Zukunft werden, nach der mutmasslichen Publikation meiner Texte, viele Leser dieses Gebaren einer emanzipierten Bestimmtheit nicht nur schwerlich begreifen, sondern zugleich im umgekehrten Sinn rätseln, welche Beziehung sich darin ausdrücken sollte, dabei namentlich werweissend, welcher Mann, welche Frau angesprochen sein möchte. Im Bewusstsein, wie sehr die Lyrik, wie sehr meine Poetik in der Verdichtung vieles in Andeutungen verborgen, Geheimnisvolles undeklariert lässt, wie sehr Empfindungen, selbst wenn in unmissverständlichen Ausdrücken vorgelegt, in einer Echowirkung zugleich verstärkt zurückkommend wie abgeschwächt verhallend aufscheinen – muss ich lächeln: Bleibt doch mein Formuliertes offen, so offen, dass ich oft und gerne auf das Geschriebene zurückgreife, um es zu ändern.

No coward soul is Mine: Durch diese mir eigene Kraft einer ebenso vorwärts drängenden wie Ungewohntes aufwerfenden, vermeintlich hart anmutenden Verkürzung wird: War ihr, unerkant, ein wildes, gar ein geheimes rebellisches Wesen eigen? man womöglich fragen, nimmt man sich dereinst meine Gedichte vor. Ja, bis hinüber zum Pazifik ist der Wilde Westen hinausgezogen, von dem mich eine mittlerweile veränderte Welt zu trennen scheint. War hier im Staate Massachusetts jemals ein Westen, den es lohnte zu bezwingen? Ich erlaube mir die Gegenfrage: was denn ein Säkulum sei? Hundert Jahre vor meiner Geburt entstand an diesem Ort im Indianerland die erste Siedlung in einer, wie wir heute sagen würden, romantischen Landschaft mit hohen Erhebungen, mit tiefen Farben und ausgreifender Sicht. Ein Rundumblick, stieg ich, wenngleich selten,

hinauf. Dann allemal meinte ich ihn zu schmecken – den Anhauch der Weite, welcher die natürlichen Gegebenheiten ebenso wie die menschlichen Eingriffe enthält, vom Rauch der Feuer dort draussen seit alters her bis zum Rauch der Industrie aus jüngster Zeit unter mir – jene Luft, welche berichtet von den Interventionen der letzten Generationen in der Nähe, doch zugleich von dem fernen Geschehen in der Zeit und im Raum eines vermeintlich freien Lands. Der Atem der Vergangenheit ist nicht mehr direkt fassbar: Wo sind sie hin, die Indianer und die Siedler, die Späher und die Kämpfer ebenso wie die Aufbauenden und die Kultivierenden? Ja, in meinem Sehnen überwinde ich die Vergangenheit, spüre ich die Unendlichkeit, obgleich der Weg zu ihr durch die starken Umformungen erschwert, wenn nicht verbarrikiert ist – wäre da nicht das stete kleinteilige Leben, das in seinem Tagwerk nachweist, wie Grenzen den Träumen gleich überwunden werden können: To make a prairie it takes a clover and one bee, / One clover, and a bee, / And revery. / The revery alone will do, / If bees are few –

Das eine ist die Prairie, ihr Gegenpol die See; ich kann sie, so ich wollte, erreichen im Atlantik, er liegt nicht allzu entfernt von hier. Ihn mir zu vergegenwärtigen, genügt derweil meine Erinnerung und meine Phantasie – ewig bewegt in ein rauschendes Hinaus, das sich mittels der Horizontlinie wieder zu uns zurückbeugt: Land, ho! Eternity! / Ashore at last! Nicht nur hierbei, in einer Rückkoppelung, mir seit unendlichen Kindheitstagen vertraut, fuhr ich fort: There is no Frigate like a Book – / To take us Lands away –

I dwell in Possibility / A fairer House than Prose: Selbst, wenn ich letztlich doch nicht alles niederschrieb von den Stimmen, Tönen, Worten, denen ich in mir nachging – es soll, es wird von meinen be-, von meinen verarbeiteten Möglichkeiten gleichwohl etwas bleiben. Da ist sie, die Stimme des Ewigen von vor der Zeit bis über die Zeit hinaus, wie, um darauf zurückzukommen, unser Indian Summer in seiner Endlosigkeit über die Höhen und Täler das Wesen des Ganzen enthält, Kraft und Vergänglichkeit, Reichtum und Vergehen, Zusammenbruch der Farbfülle und Aufbruch zu erneuertem Leben. Er ist als die wichtige Alternative zum, ich sprach es an, von mir gleich stark empfundenen Frühlingserwachen seinerseits nur in seinem Erscheinen zu erkennen; da galt es dann: The low Grass loaded with the Dew – / The Twilight stood, as Strangers do – / With Hat in Hand, polite and new – / To stay as if, or go – Was ist fremd, was bleibt uns fremd? Was ist gewohnt, was steigt nur aus uns hervor? Was bleibt, was vergeht? We never know we go when we are going / We jest

and shut the Door / Fate – following – behind us bolts it – / And we accost no more – Nicht nur das Schreiben, auch das Erkennen ist, ich begriff es wohl, ein einsamer Prozess.

Gleichwohl, allein fühlte ich mich niemals: Die Religion gab mir den sicheren Standort. Es ist nicht mehr genug Platz und Zeit, Genaueres auszuführen, die Thematik ist ohnehin schlussendlich unerhört persönlich, nur dem, der Einzelnen eigen. Jedoch ich wusste immer: Gott sah mich! Indes, welcher Gott? Ich komme auf mein Wunschgedicht zurück: O God within my breast / Almighty ever-present Deity / Life, that in me hast rest, / As I Undying Life, have power in Thee heisst es dort in der nächsten Strophe. Ja, diese zweite, nein: diese erste Emily schrieb es mir vor einem Vierteljahrhundert bereits aus dem Herzen. So ist Er, obgleich nicht greifbar, mithin hier, findet Raum selbst in der Enge des Zimmers mit Bett und Pult, weil in meinem das Umfassende des Seins suchenden Gemüt. Ich formulierte die Erkenntnis stärker von einem scheinbaren Punkt ausserhalb meiner Person: Prayer is the little implement / Through which men reach / Where presence is denied them. Wobei ich betonen möchte, Er neigte sich mir persönlich zu, zu mir, wandte sich nicht zuletzt zu mir auch als bewusst weiblich empfindendem Wesen.

Ach Emily Brontë, so vieles Weiteres verbindet uns, hingesehen oder besser: hingelesen. Wir benötigen keinen Wechsel: Der unaufhaltsame Wandel ist ja, wenngleich für uns auf fester Grundlage, stets um und in uns. Die Farbe deines dortigen Moors und meiner weiten Wälder. Die Verbundenheit mit dem in allem Kreatürlichen zu erspürenden Leben – das über sich hinausweist – im immerwährenden Kreislauf – der ewige heraufziehende Nebel – ich –

**Christine Teichmann**

## **Zirkus Konzentrazani**

(Ausschnitt aus einem Romanmanuskript)

Die Barackentür fliegt auf und Langhoff steht beim Essplatz. „Was habt ihr schon?“, fragt er. Schubert dreht sein langes Gesicht nach oben und spöttelt: „Sechs Monate Moordreck haben wir. Oder meinst du was anderes?“ Emil sitzt am untersten Ende des Tisches und macht das Maul nicht auf. Dabei könnte er dem Schubert eine auf seines hauen. Langhoff ist sein Held, dem braucht niemand blöd kommen. Stellt der doch glatt in dieser Hölle von Konzentrations-

lager einen bunten Abend auf die Beine. Einen Zirkus Konzentrazani! Emil ist mit Feuereifer dabei. Überlegt schon seit Tagen, was er beitragen könnte. Einen Handstand kann er, sogar ein paar Schritte auf den Händen gehen, aber das ist keine Zirkusnummer. Dabei würde er so gern was machen. Die Jungs wollen einen Sketch spielen, da hätten sie eine Frau gebraucht. Er ist der Jüngste, fast bartlos, klar daß sie ihm den Mopp als Perücke aufsetzen wollten. Hat er aber nicht mitgemacht. „Hast Angst um deinen Arsch?“, hat ihn der Schubert gefragt und dabei so dämlich gegrinst. Dabei ist er derjenige, der ihn immer antatscht. Gerade so, daß es auch unabsichtlich sein könnte, die Berührung. Zu wenig, um etwas zu haben, wogegen er sich wehren kann. Zu viel, um es einfach durchgehen zu lassen.

„Du, Kleiner“, spricht ihn da Langhoff an. „Bist du der Emil aus Wien?“ „Ja“, nickt er. Woher kennt ihn der? „Der Goguel hat gesagt, du singst Tenor.“ „Sopran“, ruft Schubert, „die Kleine singt Sopran.“ Dabei macht er sein langes Gesicht noch länger und verdreht die Augen. Emil steigt die Schamesröte in den Kopf. „Komm mit“, meint Langhoff und geht voran. Wie in Trance geht Emil hinterher, versucht an Schuberts Fratze vorbeizusehen. Draußen lehnt sich Langhoff an die Barackenwand und zündet einen Stummel an. Sie dürfen doch nicht rauchen! Vor ein paar Nächten erst ist die Wachmannschaft mit Holzlaten auf die Gefangenen losgegangen, hat drei halb tot geschlagen. Dem voran war ein Streit um die Tabakrationen gegangen. Emil blickt sich verstohlen um, keine Wache in Sicht. Langhoff hält ihm den Stummel hin, er nimmt ihn und zieht daran. Eigentlich mag er keine Zigaretten, der Rauch kratzt in seinem Hals. Er bläst eine Wolke aus dem Mund und seufzt in der Hoffnung, daß es genüsslich klingt. Dann muss er doch husten. Sein Kopf wird gleich platzen, wenn er noch heißer wird vor Scham und Aufregung.

„Lass gut sein“, sagt Langhoff und nimmt ihm den Stummel wieder ab. Vorsichtig drückt er ihn an der Barackenwand aus und verstaubt den kläglichen Rest in seiner Jackentasche. Ein paar Züge gehen sich da später noch aus. Im Lager wird keine Kippe weggeworfen, außer von den paar „Netten“, denjenigen von der SS, denen es peinlich ist, was sie da machen. Die beim Wachdienst ihre Zigaretten anzünden und gleich wieder fallen lassen, neben dem Moorgraben, sodass ein Gefangener den Stummel an sich nehmen kann. Die Organisierten unter den KZ-Insassen wissen schon genau, wer wo steht. Wer mit sich reden lässt, und wer zu den Schlägern gehört. Das ist ja das Absurde, so im Nachhinein betrachtet, daß sie gar nicht so weit voneinander entfernt waren, die ersten

Nazis und die Kommunisten. Hatten teilweise mehr gemeinsam als mit den Sozialisten, die diesen Witz von Weimarer Republik versuchten, aufrecht zu halten. Die nur den Kapitalisten in die Hände spielten, nichts an dem schreienden Unrecht an der Arbeiterschaft ändern wollten. So knapp war es. Wessen Leiche im Landwehrkanal landen würde.

Emil hat nicht viel davon verstanden. Ist von Wien nach Düsseldorf, weil er dort einen Onkel hat, der ihm eine Stelle in einer Fabrik verschaffen konnte. Eine abenteuerliche Reise durch das Nachkriegsdeutschland, dessen müde Wirtschaft sich nicht und nicht vom großen Krieg erholen wollte. Der Onkel war organisiert, also war es Emil auch. Mitgefangen, mitgegangen. Eine Razzia auf die heimliche Parteiversammlung, zuerst hieß es, nach einer Nacht im Polizeigefängnis lassen sie uns wieder frei. Die können ja gar nicht so viele inhaftieren. Für manche stimmte das. Für ihn nicht. Der Onkel kam blutüberströmt vom Verhör und schaute ihm nicht mehr in die Augen. So ging das. Emil war schon im Lager, als er über die Gerüchteküche hörte, daß er sich am Fensterkreuz aufgehängt hat, der Onkel, ein paar Tage danach. Sind so viele gestorben, in dieser Zeit – so oder so. Nach den ersten paar Toten stumpfst du ab. Die alten Soldaten machten sich gleich nicht so viel draus, aber den Krieg hatte Emil nicht erlebt, auch wenn er mitten drin auf die Welt gekommen war. Ein Fronturlaubskind, das seinen Vater nie gesehen hat. Ist noch für Kaiser, Volk und Vaterland gestorben. Für wen ist der Onkel gestorben? Die Internationale?

Manoli atmet langsam aus und schüttelt den Kopf, um die Bilder los zu werden. Der Langhoff – wie lange hat er schon nicht mehr an den gedacht? Was aus ihm geworden ist? Theaterdirektor in der DDR, hat es geheißen, aber dann hat er sich mit dem Regime angelegt, oder? Hätte ihn auch gewundert, wenn dieser Mensch nicht aus dem sozialistischem Traum aufgewacht wäre. Jetzt ist das alles so einfach, wenn man die Nachrichten hört. Alle haben immer gewusst, daß der Realsozialismus nichts kann, daß die Mauer nicht halten wird. Wenn du so mitten drin steckst in der Zeitgeschichte, da weißt du gar nichts. Bist froh, wenn du den nächsten Tag erlebst in Freiheit. Und wenn du einmal im Lager warst, ist Freiheit schon alles, was keinen Stacheldrahtzaun rundherum hat.

## Astronaut

Beängstigend befreiend wirkt die Luftschleuse. Da draußen ist das große weiße Nichts, das All. Ein kalter Tod, der ewig wartet. Bloß ein menschengemachter Anzug wehrt ihn ab.

„Das Team ist bereit. Viktor und Rashid, seid ihr bereit?“

Ich prüfe meine Handschuhe, der Sauerstofftank ist voll, das Werkzeug befestigt, und ich hebe den Daumen. Die Druckpumpe dröhnt durch Anzug. Aus dem Raum schwindet der unsichtbare Druck, mein Anzug bläht sich auf – Euphorie strömt durch meinen ganzen Körper, meine Mundwinkel hören nicht auf zu steigen.

„Luke freigegeben.“ Die Signalhupe ertönt.

Der rote Hebel ruht an der Tür zum Universum. Ich ziehe dran. Geräuschlos zeigt sich ein Spalt, ich stoße die Tür auf. Da, die Erde, vor mir. Ich Mensch sehe darauf hin! Ich greife die erste Halterung an der Außenwand der Station, klicke meinen und Rashids Sicherheitsgurt daran fest, Rashid folgt nach. Er schiebt die Luke wieder zu. 27576 km/h, aber es fühlt sich nicht so an. Relativität.

„Rashid, ich muss dir was erzählen.“

„Jetzt?“

„Du weißt, dass das mich beruhigt.“

„Rashid, Viktor, denkt dran, die erste Stunde ruhig anzugehen. Ihr könnt zu ersten Batterie fortschreiten.“

„Copy. Also, ich hatte einen Traum.“ Ich drücke mich von der Halterung weg und schwebe entlang der weißen, massiven Röhre zur nächsten Halterung, klicke mich ein. Ein weißer Lichtstrahl gleißt hinter der Erde hervor, ich drehe mich zu Rashid, er hebt den Daumen. Ich lange zum nächsten Griff.

„Also ich stand neben einem Baum und hielt ein Blatt in der Hand. Ich glaube es war eine Ahornblatt.“

„Spannend. Eingeklinkt?“

„Positiv. Und das Blatt hatte feine Härchen, die Tröpfchen festhielten, aus denen Regenbogenfarben glitzerten.“

„Die Batterie befindet sich bei der nächsten Halterung.“

„Copy.“ Das große Photovoltaik-Segel ist keine zwei Meter von mir entfernt und ragt weit ins All. Der nächste Griff. Ich klinkte mich ein. „Und dann hat ein Rabe gekräht und ist aus der Baumkrone geflogen. Ich den Wind auf meiner Haut gefühlt und plötzlich gab es keine Grenze mehr zwischen mir und dem Boden, zwischen mir und dem Himmel. Ich habe meinen Körper nicht mehr gespürt.“

„Eingeklinkt?“

„Positiv. Das war so, als ob ich mich um die Welt und die Welt sich um mich gestülpt hätte.“

„Sowas träumst du? Ich dachte LSD darf nicht im Weltraum konsumiert werden.“

Die auszutauschende Batterie liegt beim nächsten Griff. Ein glänzendes Partikel schwebt an mir vorbei, ich klinkte mich ein.

„Rashid, gehe zur linken Seite und stabilisiere. Viktor, bereite den PGT vor.“

„Copy.“

„Copy. Eingeklinkt, Viktor?“

„Positiv.“ Ich greife nach dem PGT an der Flanke des Raumanzugs. „Als ich meinen Körper nicht mehr spüren konnte, hab ich nach unten geschaut und da, wo mein Sternum hätte sein sollen, klaffte ein unendlicher Raum! In diesem Raum waren unendlich viele Dinge, winzig klein, und ich war unendlich groß – alles hab ich umschlossen, alles umfasst!“

„Viktor, jetzt führst du den PGT 8 in den Zylinder. Rashid, du nimmst die Schutzplatte nimmst und sicherst sie an deiner Seite.“

„Copy.“

Ich führe den PGT in den Zylinder, bis ich einen Widerstand spüre. Ich betätige den Abzug, der Zylinder dreht sich nach links. Rechts von mir sehe ich die blaue Atmosphäre der Erde. Die Schutzplatte löst sich. Ich reiche sie Rashid.

„Viktor, jetzt kannst du die Adaptorenplatte lösen, darunter liegt die erste Nickel-Hydrogen-Batterie.“

„Copy. Auf jeden Fall, Rashid, war auch die Erde in diesem Raum. Vom Gefühl her dort, wo mein Sternum hätte sein müssen – und die Erde atmete! Sie atmete tief und langsam. Ich konnte ihre Hitze, ich konnte ihr Wetter spüren.

Jeder Sturm war eine sanfte Böe. Jede Naturkatastrophe ein leichtes Kitzeln – und dann spürte ich die Sonne, in mir, wo mein Kopf hätte sein sollen! Sie war nicht nur warm, sie war Kraft, und gleichzeitig habe ich die Kälte des Alls gefühlt, durch meine Arme und Beine, die es ja nicht mehr gab, die Kälte des Alls mit plötzlich tausenden Sonnen, unendlich warme Punkte im weiter Kälte.“

„Wenn wir drinnen sind lehrst du mich das Träumen, Viktor.“

„Copy.“

„Viktor, jetzt nimmst du die Lithium-Ionen-Batterie aus der Tasche und setzt sie ein.“

„Copy“ – Ich spüre einen Druck auf meinen Anzug.

„Ein Sonnensturm. Klinkt euch ein und unterbrecht das Einsetzen.“

„Copy.“ Ich befestige mein zweites Stahlseil. Rashid befestige sein Zweites ebenfalls. Ich umfasse den Griff vor mir mit beiden Händen, verkeile meine Beine. Das Werkzeug schlägt gegen die Raumstation, der Druck wird größer. Mein Herz schlägt wild. Es presst mich an die Raumstation.

„Denkt an das Atmen, Viktor und Rashid. Der Sonnensturm ist gleich vorbei. Einatmen ...“

Ich atme durch die Nase ein –

„... und aus.“

Ich atme durch den Mund aus. Mein Herz rast. Der Druck lässt nicht nach. Ich atme. Rashid sieht zu mir. Tunnelblick.

Der Druck steigt, es reißt –

Beide Stahlseile, die Raumstation, 10 Meter, 20, 50 – nichts spüre ich. Die Station. Immer kleiner. Meine Hand greift nach dem Hebel. Ein Ruck.

„...Rashid ist bereit. Routine B. Copy, Viktor?“

„Copy“, kommt es aus meinem Mund. Vor mir die entfernte Raumstation. Links die blaue Erde. Rechts klafft das Nichts. Kein Stern, unerbittliche Schwärze. Meine rechte Hand handelt für mich. Meine Finger betätigen den Hebel. Die Raumstation, vielleicht 100 Meter, sie wird nicht kleiner.

„Copy?“

„Bitte um Wiederholung.“

„Rashid wartet mit dem Stahlnetz. Halte den Kurs.“

„Copy.“

Ich erkenne Rashid. Er feuert das Netz ab. Es schießt mir entgegen. Ich greife.

„Lock-In.“

„Copy.“ Ich befestige die Karabiner am Anzug mit dem Netz und verhake mich.

„Rashid zieht jetzt.“

Ich komme der Station näher. Mein Herz wird ruhiger.

„Viktor, leichter Gegendruck, bitte.“

Ich ziehe am Hebel, nichts geschieht.

„Funktioniert nicht.“

„Copy. Routine F. Auf Kollision bereit machen.“

Mein Körper spannt sich an, ich atme aus – WUMM – Knochen brechen. Schwarze Ohnmacht.

Das Ahornblatt ist mit dem Ast verbunden. Der Ast mit dem Stamm. Das Ganze ein Baum. Ein einziger Baum. Tausende, unterschiedliche Blättern und einzigartig gewachsene Verästelungen: die Baumkrone, Regenbogenfarben. Der Baum hat eine Krone, und doch steht er hier, angewurzelt. Er kann in die Höhe wachsen. Er kann im Wind wiegen. Aber er kann nicht von hier fortgehen. Ich lege meine Hand auf die kühle Rinde. Irgendwie fließt darin das Baumblut, das diesen Ahorn leben lässt, ihn aus der Erde leben lässt. Er braucht die Erde. Auch Sonne, Regen, Luft. Er braucht es, um hier zu wachsen und hier zu verenden. Dieser Baum wird nie die Welt sehen. Er muss hier stehen bleiben bis er stirbt. Trotz aller Bedingungen, die zu seinem Dasein geführt haben. Der Samen, der Ort, die Zeit, das Wetter: all das gewährt ihm sein Wachsen. Ein Wachsen, in dem er keine Wahl hat, sondern wachsen muss, hinauf, der Sonne entgegen, ohne Wille. In diesem Baum ist kein Wille. Oder ist der Wille eines jeden Baumes so tief in ihm verwurzelt, dass es nur diesen einen Willen gibt, als das Einzige, für das Einzige, in das Einzige.

Ich sehe etwas Weißes. Es ist grell. Ich höre etwas. So grell! Ich spüre Schwere in meinem Körper. Etwas Dunkles, Rundes – ein Gesicht – die Raumstation!

„Viktor!“

Ich blinzle. Das Gesicht ist verschwommen. Ich kenne die Stimme.

„Viktor, woran erinnerst du dich?“

Der Ahornbaum. Ein Sonnenstrahl. Dann die Schwärze, ein heftiger Schmerz, die Raumstation – ich stöhne. Ich schaue auf meinen Körper: mein rechter Arm und meine beiden Beine sind geschient – ein Schmerz wie ein Blitz schießt durch meinen Nacken – ich stöhne laut.

„Ja, du hast die Raumstation geküsst.“

Ich schnaube leicht. Ich erinnere mich. Mein Körper ist schwer. Ich bin doch im Weltall! Ich will mich bewegen –

„Du bist festgebunden, Viktor. 17 Frakturen und 3 Trümmerbrüche. Beweg dich besser nicht.“

Ich stöhne erneut.

„Ja. Wunderbare Nachrichten. Du warst ja nicht mal drei Tage hier oben.“

Tränen schießen mir in die Augen. Ich spüre, wie sich die Tränen von meinen Augenwinkel lösen.

„Ich weiß“, sagt Rashid, nimmt ein Tuch und fängt die Tränenkügelchen aus der Luft auf.

Ich will schreien, aber es kommt nur ein weiteres Stöhnen heraus. Ich spüre Rashids Hand auf meiner linken Schulter. Mir ist übel. Speiübel – ich übergebe mich. Rashid nimmt ein Plastikbeutel und fängt die schwebende Galle ein.

„Ist schon gut, Viktor.“ Rashid verschließt den Plastikbeutel. „Ich melde dem Missionskontrollzentrum, dass du bei Bewusstsein bist. Ich bin gleich wieder da.“

Ich nicke einmal. Das war es. Mein Traum zerstört. Drei Tage Astronaut. Und jetzt ein Krüppel, in der Raumstation festgekettet, 408 km über der Erde, im ewigen freien Fall. Vielleicht wartet unten auf der Erde ein lebenslanger Rollstuhl auf mich. Ich schaue auf meinen geschienten Körper. Die Tränen schießen in meine Augen. Durch meinen Nacken blitzt der Schmerz. Ich schließe die Augen. Ein halbes Leben geopfert, damit ich 3 Tage hier sein konnte ...

„Hey! Sieht gut aus. Wir schicken dich heute noch runter, dann wirst du notoperiert.“

Ich öffne die Augen und lächele schwach.

„Aber das Ganze hier lässt deinen LSD-Traum leicht ironisch wirken, hm?“

Ich schnaube. Rashid lacht.

„Aber sieh's so: Auch in einem Baum bauen Vögel ihre Nester.“

Ich blicke in seine Augen. Er zwinkert mir zu.

„Ich lass' dir jetzt mal ein bisschen Luft.“ Er tätschelt meine Schulter und gleitet aus dem Raum.

Es juckt mich am rechten Arm. Mit der linken Hand fahre ich zwischen der Schiene und meinen rechten Oberarm und kratze mich.

**Stephan Tikatsch**

## **Plagalette**

Ich will frei sein  
Ferne Meere wogen mir zu

Ich will frei sein  
All die Länder horchen zu

Ich will frei sein  
Manche Wege stauben fromm

Ich will frei sein  
Doch kein Berg, den ich erklomm

Ich will frei sein  
Warme Häuser laden ein

Ich will frei sein  
Unter Decken lieb ich fein

Ich will frei sein  
Zaghaft stöhnt die Nähe

Ich will frei sein  
Ich küss wonach ich sehne

Ich will frei sein  
All dein Du verschlingt mich sanft

Reinhild Traitler

## Oh Freiheit

oder Das schwedische Jahr

Nach dem 6. Semester kam das Innehalten. Ein Gefühl der Nutzlosigkeit. Ich wollte erfahren, was man mit all dem aufgestapelten Wissen tun konnte, wie das Leben bestehen, etwas verändern, es war noch unbestimmt was! Manche meiner Mitstudenten waren jetzt verschwunden, sie wären auf einem Auslandssemester hieß es, am liebsten an einer renommierten deutschen Universität, oder – wenn es sich der Papa leisten konnte – gleich in Harvard oder Cambridge, das würde sich später gut machen im CV.

Auslandssemester, das war unüberbietbarer Ausdruck höchster Freiheit. Endlich fernab der familiären Einflussphären. Wir drei Geschwister lebten alle noch zuhause bei den Eltern. Sie ermöglichten uns das Studium, aber ein Auslandssemester lag beim besten Willen nicht drinnen. Also musste ich selbständig sein, vielleicht ein Stipendium finden, was damals ungleich schwieriger war als heute, wo es so viele Förderprogramme gibt.

In diesen Wochen des Suchens fiel mir eines Tages am Aushang im germanistischen Institut der Uni eine Anzeige ins Auge. Das deutsche Goethe-Institut suchte Lehrerinnen und Lehrer für ein Einsatzjahr in schwedischen Gymnasien.

Das war es: Ich bewarb mich, wurde im Goethe-Institut am Münchner Lenbachplatz einer strengen Prüfung unterzogen – und genommen. Den Spätsommer des Jahres 1961 habe ich im Vorbereitungsseminar des Goethe-Instituts in Schwäbisch Hall verbracht, Methodik des Fremdsprachenunterrichts und fünf Stunden Schwedisch pro Tag!

Und weil ich die Jüngste in einer Gruppe von etwa dreißig Kolleginnen und Kollegen war, wurde ich in den hohen Norden verbannt, in das Städtchen Harparanda an der finnischen Grenze. Dort habe ich den Winter 1961/62 verbracht, komplett mit Bergen von Schnee und mit dem Torneälv, dem zugefrorenen Grenzfluss, über den ächzend und langsam die 40-Tonner krochen. Das beeindruckte mich und war wohl auch für die Einheimischen ein Schauspiel, das sich nicht jedes Jahr bot, es war ein besonders kalter Winter. Tagsüber wurde es nur gegen zwölf Uhr mittags ein wenig hell, wenn die Sonne sich eine Stunde lang über den flachen Horizont schob. Aber die dunklen Tage wurden erleuchtet von zaubrischen Nordlichtern und Skitouren brachten uns in die tief verschneite Inselwelt der Schären in der gefrorenen Ostsee. Dort tummelte ich

mich vor allem im „Vårwinter“, der magischen Vorfrühlingszeit, als das Land noch im tiefsten Weiß lag, die Sonne aber bereits zwölf Stunden am Tag über dem Schnee gloste und Milliarden von Kristallen in ihrem Licht miteinander spielen liess. Die Helligkeit schäumte auf wie Champagner und alle Lebensgeister wurden auf einmal wach und strebten danach, sich zu beweisen.

Schließlich waren da meine Schüler, die mit ihren Lehrern und Lehrerinnen auf du und du waren und den Unterricht ganz anders und vor allem selbstbewusster mitgestalteten, als ich das vom obrigkeitsversessenen Österreich gewohnt war. Oft diskutierten wir und nicht selten konnten mich die Jungen von ihrer Sichtweise überzeugen. Ich erinnere mich an ein Gespräch über das Thema Löhne und Gehälter. Es erstaunte mich zu hören, daß ein Bauarbeiter damals genau so viel verdiente wie eine Lehrerin am Gymnasium. „Aber er muss doch eine Entschädigung dafür bekommen, daß seine Arbeit so viel härter und gefährlicher ist, als die der Lehrerin“, meinte Göran, mein begabtester Schüler, und verteidigte dann gleich noch die hohen Löhne der Müllabfuhr und der Kanalreinigung. Alle in der Klasse nickten zustimmend. Ja, eigentlich stimmte es ja, trotzdem musste ich mich an diese Art eines unideologischen Sozialismus erst gewöhnen.

Im Konversationsteil der Deutschstunden diskutierten wir dann alles Mögliche, bearbeiteten schwierige Themen nach allen Regeln der Debattenkunst: den Vorteil hoher Steuern und den Nachteil hoher Steuern; warum man vor der Ehe sexuelle Erfahrungen sammeln, oder warum man keine sammeln soll; von den Chancen der UNO und von ihren Misserfolgen. Ich hatte die Freiheit Themen aufzunehmen, die zuhause nie möglich gewesen wären. Oft wurde es hitzig und auf alle Fälle wurde es von Mal zu Mal spannender. Meine Klasse ist mir richtig ans Herz gewachsen.

Um fünf Uhr früh stand dann am 13. Dezember Luzia mit der Lichterkrone vor der Haustür und das kleine Grüppchen sang das Luzialied und bekam, wie es sich gehörte, heiße Schokolade zum Aufwärmen, bevor es in der Dunkelheit weiterzog. Alles meine Schüler!

Und da war auch noch die Clique bunt zusammengewürfelter Freunde, die sich regelmäßig zum selbstgekochten Essen traf. Unter ihnen war ein hochgewachsener junger Algerier, dessen Namen ich vergessen habe, weil er von sich immer nur mit dem Namen seiner Heimatstadt, Sidi bel Abbès gesprochen hatte. Er machte keinen Hehl aus seinen Sympathien für Ahmed Ben Bella und seine Nationale Befreiungsfront, und gab dem auch unüberhörbar Ausdruck. Manchmal stand er spät in der Nacht (die je nach Jahreszeit dunkel oder hell

war) unter dem Balkon des Nachbarhauses – wo er ein Zimmer gemietet hatte – und schrie laut in sich steigendem Stakkato „Vive Ben Bella, Vive Ben Bella“. Wie und warum es ihn nach Haparanda verschlagen hatte, wusste niemand, aber er arbeitete als Mechaniker in einer Werkstatt in Torneå, jenseits des Torneålv, auf finnischem Territorium. Jeden Morgen konnte man sein Moped hören, das sich heulend und spuckend in den Tag lärmte. Als nach der Konferenz von Evian im März 1962 die Unabhängigkeit Algeriens in greifbare Nähe gerückt war, war unser Sidi Bel Abbès eines Tages verschwunden. Wir nahmen wohl richtig an, daß er ins heimatliche Paradies zurückgekehrt war und trauerten ihm ein wenig nach, da er die Gabe hatte, eine Gesellschaft sofort in gute Stimmung zu versetzen. Er kannte hundert kleine Kinderspiele für Erwachsene und wir hatten mit ihm viel gelacht. Deswegen feierten wir im entfernten Haparanda auch mit, als der französische Präsident Charles de Gaulle am 3. Juli 1962 die Unabhängigkeit Algeriens verkündete und wir unseren Freund Sidi Bel Abbès unter der jubelnden Menge vermuteten.

Zur Clique derer, die es in die Weite Nordschwedens verschlagen hatte, gehörte auch ein Ehepaar Walder, er Schweizer, sie Französin. Er war ein gesuchter Fahrzeugmechaniker, der auch in die verschiedenen Siedlungen, bis weit hinein nach Finnland und weiter in den Norden nach Lappland reiste, um Autos sowie land- und forstwirtschaftliche Geräte zu reparieren. Seine Frau machte die komplizierten Bestellungen für Ersatzteile und Arbeitsmaterial. Mir machte sie vor allem Eindruck, weil sie im Herbst ein halbes Rentier gekauft hatte und es – da die Temperaturen nicht nur nachts, sondern auch tagsüber immer unter Null standen – einfach auf dem Balkon tiefkühlte. Bereits in handliche Portionen zurechtgeschnitten und kunstgerecht verpackt, versteht sich. Man wurde dann öfter zu Rentiersteak eingeladen.

Das Ehepaar Walder hatten auch eine Art Dienstmädchen, die Gerda, mit der ich mich mit der Zeit angefreundete. Wir trafen uns gelegentlich nach Feierabend, aßen belegte Brötchen und leerten eine Flasche Wein: Das war reiner Luxus, da man den Wein in einem eigenen Laden kaufen musste – er war staatliches Monopol und mit hohen Steuern belegt. Leider hielt das die Leute nicht davon ab, viel Geld für Alkohol auszugeben, besonders im Norden wo die Kälte und der Mangel an Licht vielen Menschen im Winter zusetzten – die kleine Winterdepression war die Norm.

Gerda stammte aus Ostpreußen. So nach und nach, und meist unvermutet, als Einschub in einem laufenden Gespräch, erfuhr ich vom Schicksal ihrer Familie.

Ihre Eltern und ihr wenige Monate alter kleiner Bruder waren Passagiere auf der Gustloff, jenem Schiff, das im Januar 1945 in der Bucht von Danzig von drei russischen Torpedos getroffen wurde und mit etwa 8000 Menschen an Bord sank. Gerda und ihren Bruder Heinz hatten die Eltern schon ein Jahr zuvor zu Verwandten in der Nähe von Aachen geschickt. Dort seien sie und Heinz dann auch aufgewachsen. Dass sie die Trauer über den Tod der Eltern nicht zeigen konnte, machte ihr zu schaffen. Über die Opfer dieses maßlosen Krieges auf deutscher Seite durfte man nicht klagen, das war nicht politisch korrekt, würde man heute sagen. Aber Gerda war fünf, als ihre Eltern und der kleine Bruder mit der Gustloff untergingen und lernte, daß sie darüber nicht sprechen sollte, so als wäre dieser Tod etwas Unanständiges. Das war er ja vielleicht auch, aber anders!

Kein Grab und keine Totenklage.

Gerda ist kurz nach dem Ende meines schwedischen Jahres von Haparanda weggezogen – nach Kanada. Dort, schrieb sie mir später, musste sie sich nicht dauernd erklären und die Menschen verstanden, daß sie um ihre toten Eltern trauerte, bis sie dann eines Tages das Schicksal der Eltern genügend bedauert und betrauert hatte und das eigene Leben an die Hand nehmen konnte, endlich frei!

**Magdalena Tschurlovits**

**FREIHEIT !**

**FREIHEIT ?**

**FREIHEIT –**

*„Freedom is just another word for nothing left to loose“ (Kris Kristofferson)*

*„Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!“ (Schiller, Don Carlos)*

*„Freiheit, schöner Götterfunken“ (Originaltitel v. Schiller/vertont in Beethovens Neunter)*

Die Gewissenlosigkeit ist die missratene Schwester der Freiheit.

Von welcher Freiheit reden wir? Freiheit, die anzeigt, dass man nichts mehr zu verlieren hat?

Nehmen wir das Beispiel des biblischen Jesus. Er verließ seine Familie, schar-

te Gleichgesinnte um sich, besaß nichts als sich selbst und den festen Glauben an eine ihm übertragene Sendung. Er war von dieser überzeugt und blieb seinem Auftrag treu bis zum bitteren Ende. Besaß er, vorgeblich der Sohn Gottes, die ultimative Freiheit?

Eine Person lässt Familie, Freunde, Heimat, allen Besitz hinter sich, geht in die Welt hinaus, wohin auch immer, folgt nur mehr einem gesetzten Ziel – oder auch gar keinem –, ist sie dann frei?

Macht totale Freiheit glücklich?

Freiheit – wie kann ich sie für mich definieren?

Wie definiert sie sich in der Philosophie?

„Libertas wird in der Regel als die Möglichkeit verstanden, ohne Zwang zwischen unterschiedlichen Möglichkeiten auswählen zu können.“ (Lexikon)

„Freiheit ist ein Hirngespinnst, denn keiner kann anders, als er ist.“ (Prof. Wolf Singer)

„Freiheit ist die Freiheit, auch anders zu können.“ (Prof. Thomas Buchheim)

„Je mehr Erkenntnis und Vernunft ich habe, umso mehr nimmt der Glaube an die Freiheit ab, es steht uns nicht viel zu wählen offen.“ (F. Nietzsche)

Kein Geschöpf kann seinen Eintritt in die Welt selbst bestimmen.

Menschen können jedoch ihren Abgang von derselben frei wählen. Freitod.

Im Normalfall bleibt der Zeitpunkt des Todes aber jedem Menschen unbekannt oder – im Krankheitsfall – ungewiss.

Erst ab dem Zeitpunkt, ab dem ein Mensch fähig ist, sein Leben selbst zu gestalten, sich selbst zu ernähren, hat er die Freiheit der Wahl. Natürlich kann auch ein Kind seinem Willen oder Unwillen Ausdruck verleihen, bleibt aber in der Wahlfreiheit eingeschränkt, dem Willen des Erwachsenen untergeordnet.

Haben aber wir Erwachsene freie Wahl, die Freiheit der Wahl? Sie wird weitgehend von unseren Lebensumständen, der Erziehung, Moralvorstellungen und unserer Kultur abhängen und ist dadurch eingeschränkt.

Hat also derjenige Recht, der meint, Freiheit besitzt nur der, der nichts zu verlieren hat?

Persönlich halte ich es mit Nietzsche, wenn er ausführt, uns stehe nicht viel zu wählen offen. Denn – folge ich meinem Gewissen – muss ich meine Verant-

wortung/en wahrnehmen. Tue ich das nicht, handle ich wider mein besseres Wissen und Gewissen. Obzwar die Freiheit der Wahl bestehen bleibt, wird sie durch meine Gewissenserforschung eingeschränkt. Entledige ich mich meiner selbst auferlegten Hemmschwelle, fahre ich im bildlichen Sinne ‚aus meiner Haut‘. Hier stimme ich mit der These Prof. Singers nicht überein: durch meine Willensentscheidung kann ich sehr wohl auch anders. Doch handle ich dann wider mein Gewissen.

In meinem ersten Gedichtband ‚haasz & cold‘ lautet mein Aphorismus Wir haben die Freiheit, die unser Gewissen uns lässt‘. Diesen Gedanken vertrete ich aus voller Überzeugung auch heute noch.

‚Nur der Falke fliegt frei‘, heißt es dort, und weiter: ‚sich fallen lassen‘.

Das können wir wohl, doch dürfen wir es nicht.

Denn der Mensch wurde mit einem Gewissen versehen, dem ist er in der Verantwortung. Humanitas verpflichtet uns, auf der Erde zu bleiben. Nur unsere geistigen Schwingen dürfen wir in die Lüfte heben.

Freiheit kann natürlich auch missbraucht werden.

Wir haben im Prinzip die Freiheit, Böses zu tun. Dafür wandern wir in Ländern mit unabhängiger Justiz ins Gefängnis. Viel zu oft kommen wir damit auch unentdeckt davon.

Heute bietet uns das World Wide Web die sogenannte Freiheit, darin alles zu schreiben oder zu propagieren, sei es nun richtig oder falsch.

Wir haben die Freiheit zu Alkohol-, Drogen- und Nikotinmissbrauch, zu allen unvorstellbaren Grausamkeiten, die wir uns selbst und anderen antun können. Wenn wir die diversen Medienberichte durchgehen, wird die Freiheit, die wir haben, jede Sekunde aufs Größte missbraucht.

Es bleibt die Hoffnung, dass uns dann Flügel wachsen, um wie der Falke frei schweben zu dürfen, wenn wir gelernt haben, dass Freiheit kein Freibrief ist, sondern ein Auftrag an uns, sie zum Wohl und nicht zum Wehe zu nutzen.

Vielleicht dürfen auch wir dann fliegen, uns fallen lassen, in einem Universum nach unserer Zeit.

Hannes Vyoral

## europa 2019

*tieferer wonne weiß ich nicht auf erden  
als im weiten unterwegs zu sein*  
ein freier mensch auf freiem kontinent  
von feldern, die die sonne sengt  
zum hochgebirge, wo der firm  
ins auge brennt, zum meer  
dem schwarzen, attischen, atlantischen  
nur selten kehr ich müde heim  
das bloß ein ausschnitt ist  
vom großen ganzen, diesem  
wurmfortsatz eurasiens, und doch  
so reich gegliedert und begütert  
schon seit alters her, sodass der mensch  
durch zeiten und epochen eilt  
per zug, zu fuß und in museen, städten  
die versunken ausgegraben werden  
neuen, die ins grünland expandieren  
hier zu leben ist ein reiches leben  
hier zu sterben: in geschichte aufzugehn

*hermann-hesse-haus in gaienhofen am bodensee, deutschland  
(zitat: hermann hesse: „reiselied“)*

Johanna Weiss

## Blick ins Licht

Mit Blick ins Licht ist  
der Wind in den Haaren und das Trommeln im Ohr.  
Ab und zu ein Bleistiftstrich und immer warm um die Schultern.  
Das Plätschern der seichten Wellen, leises Getuschel vom Tisch und lautes vor  
der Tür.

Spiegelungen im Wasser zeigen Bilder des Himmels, sie verschwimmen und kommen wieder.

Das Plätschern nun lauter.

Im nächsten Moment Lichter, die vorher noch nicht da waren, die Menschen häufen sich auf der Brücke und verlieren sich.

Eine Lampe vom Haus weist den Weg.

Das leichte Gewand um die Haut und doch warm und Wind weht, mit Gänsehaut.

Kleine Mücken wie Boote, sie schwitzen in der Hitze.

Das Wasser zeigt nun verwackelte Fenster und schwarze Löcher.

Die Lichter werden mehr und trotzdem ist es nicht heller, melancholische Klänge der Ziehharmonika mit falschen Versprechen.

Unwichtig gewordene Zeiger drehen ihre Runden an falschen Positionen.

Endlose Wände auf Pflastersteinen mit Rissen und Pfoten.

Geöffnete Fensterläden gewähren Einblick in trapezförmige Lichter, Töpfe voll Blumen,

so viel wie leuchtende Buchstaben auf Fassaden.

Kreisende Möwen mit geschlossenen Schnäbeln über den Dächern und nicht am Himmel.

Manchmal ein blinkender Punkt vor den Wolken, ist wieder verschwunden.

Müde Gesichter, zu dunkel für die Kreide, zu hell für den Bleistift.

Mit Kreuzblick aufs Ufer, noch verschwommener als seine Bilder.

Verabschiedungen und Alleingänge, aber immer zusammen.

Neugierige Blicke und krachende Sehnen, nicht ohne einen Funken von Desinteresse.

Ruhestörung in rot-grün, aber nicht störend.

Dann eine Grünfläche ohne Sitzmöglichkeiten,

Rauch über dem Dach, mit viel Luftfeuchtigkeit, die erfrischt.

Unordentliche Kleider auf hölzernem Untergrund und gestreifte Handtücher, aber nur eines.

Türspalte und fingerbreit offene Fenster mit frischer Luft ziehen durch unabgeschlossene Türen.

Danach ein überfüllter Platz, zu viel für Hüte und zu wenig für Tauben.

Schultersonnenbrände ohne Schmerz.

Symmetrisch und wiederholend.

Vorbeilaufender Strom mit Schuhen.

Ungeöffnete Schirme zur Orientierung.

Mehr als eine Allegorie in einem Raum.  
Offene Geländer zum Greifen nahe, aber nicht durch Brücken verbunden.  
Blau und Weiß und ein bisschen Gold, gestreift und vertikal.  
Weiß im Hintergrund, mit viel Dynamik.  
Es zuckt, die Linien werden schmaler und das Land verwischt.  
Mit Blick ins Licht ist  
alles verschwommen und frei und unerreichbar

**Peter Paul Wiplinger**

## **Einübung in Freiheit**

eure meinungen  
nicht mehr hören

eure ratschläge  
zurückweisen

eure vorurteile  
bekämpfen

eure wertsysteme  
bankrott erklären

eurer gewalt  
widerstehen

und endlich  
frei handeln

Peter Paul Wiplinger

## Freiheit

wir haben  
stets

die freiheit  
die freiheit  
nur gewollt

das losungswort  
war freiheit  
freiheit unverzollt

dann sind wir  
bei uns selbst  
gelandet

wir sind gestrandet  
wir sind versandet

wir haben  
stets

die freiheit  
die freiheit  
nur gewollt

das losungswort  
war freiheit  
freiheit unverzollt

# Rezensionen

Neu erschienene Bücher von Mitgliedern wurden im Kolleginnen- und Kollegenkreis besprochen. Sowohl Bücher als auch Besprechungen, die zu spät eingetroffen sind, konnten leider in dieser Ausgabe nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Beiträge sind alphabetisch gereiht und in der jeweils individuellen Rechtschreibung der Rezensentinnen und Rezensenten verfasst.

**Zita Eder (Hg)**

## Hexen.Wahn

**Der Wagenlehnerprozess.**

Bibliothek der Provinz, Weitra 2018, 210 Seiten

ISBN 978-3-99028-755-2

Das Vorwort zu dem Buch endet mit den Worten, „lassen Sie sich auf ein verstörendes Kapitel unserer Geschichte ein“ – und das ist nicht übertrieben.

Es wird die Geschichte des letzten Hexenprozesses in Österreich erzählt.

Eine ganze Familie wird Opfer eines Wahns, der sich über Jahrhunderte ausbreitete und kultivierte und der eigentlich schon im Abklingen war. Bereits ein Jahrhundert davor hatte der Hexenwahn seinen Höhepunkt in Europa erreicht. Man schätzt, dass ihm circa 100 000 Menschen zum Opfer gefallen sind.

Ausgangspunkt dafür ist die Paranoia der Kirche, die ihre Lehre durch teuflische Mächte bedroht sieht. Hexerei ist nur eine Art der Ketzerei, eine von vielen, aber eine besonders opulente. Hier geht es nicht um trockene Glaubensfragen, die in Universitäten diskutiert werden, hier geht es um „Sex and Crime“, um pralles Leben. Die niedrigsten Instinkte werden mobilisiert: Hass, Neid, Missgunst, Verleumdung, Verrat. Versuche, unliebsame Menschen loszuwerden unternimmt man, indem man sie denunziert und Dinge von ihnen behauptet, die es gar nicht gibt: durch die Luft fliegende Hexen, welche aber von einer pseudo-objektiven und pseudowissenschaftlich agierenden Justiz durchaus geglaubt wurden und zu den unfassbarsten und grausamsten Strafen führten.

Jemanden der Hexerei zu bezichtigen bedeutete für den Beschuldigten sehr oft den Tod, wovon der Denunziant nicht selten profitierte, Und das alles im Namen des Herrn (die Urteile wurden „in nomine Domini nostri Jesu Christi“ verhängt). Es geschah mit Unterstützung einer Justiz, die wenig hinterfragte und den Denunzianten nur allzu bereitwillig glaubte. Die Chance, durch ein Geständnis mildernde Umstände zu erreichen, war fast Null, es bestätigte ja nur den Vorwurf. Gestand man nicht, bestätigte es den Vorwurf ebenfalls.

Dem Spuk machte erst die Aufklärung ein Ende. Erst unter Maria Theresia und noch konsequenter unter Joseph II. setzte sich ein Rechtssystem durch, das dem Aberglauben keinen Raum mehr bot.

Der Wagenlehner-Prozess fand in den Jahren 1729-1731 statt, also unter Karl VI., in einer Zeit, die schon recht weit von dumpfem mittelalterlichem Aberglauben entfernt zu sein scheint. Die Protokolle sprechen eine andere Sprache. Das Schrecklichste daran ist, wie an den Haaren herbeigezogener Unsinn eine pseudo-objektive Beurteilung findet, die rechtskräftig ist, und die verheerendsten Folgen für die Beschuldigten hat.

Im beschriebenen Fall wird der ganzen Familie Grillenberger vorgeworfen, allen voran der Mutter Magdalena Grillenberger, der sogenannten Wagenlehnerin, benannt nach dem Hof, auf dem die Familie wohnte, fremde Kühe mit Hilfe des Teufels ausgemolken und Hostien gestohlen und geschändet zu haben, Noch schwerwiegender sind weitere Vorwürfe an die Familie: So hätte man an Hexentänzen teilgenommen, den Teufel getroffen, und die Frauen hätten sich mit ihm sexuell vereinigt.

Eine besonders zwielichtige Rolle spielt dabei die 16-jährige Enkeltochter der Magdalena Grillenberger, Sibilla, welche mehrere Familienmitglieder schwerer Blasphemien beschuldigt. So zum Beispiel, dass die Großmutter sie bei einem Hexentanz dem Teufel vorgestellt habe. Aus heutiger Sicht eine kaum ernst zu nehmende Behauptung, welche die Angeklagte jedoch in größte Schwierigkeiten brachte. Vielleicht erhoffte sich Sibilla, dass sie durch solche Denunziationen selbst ungeschoren davon kommen könnte. Sie wurde jedoch, wie die Großmutter, ihre Mutter und noch weitere vier Familienmitglieder hingerichtet. Von den neun Kindern der Magdalena Grillenberger starben nur jene nicht durch Hinrichtung, die schon vorher verstorben waren, davon zwei ebenfalls der Hexerei angeklagte Söhne im Gefängnis. So Matthias Grillenberger, der, nach Protokoll, ebenda „vom leidigen Satan erwürgt worden.“

Die abergläubischen Anschuldigungen, aus den Ängsten einer paranoiden

Kirche erwachsen, hatten für die Angeklagten im wahrsten Sinn des Wortes vernichtende Folgen: „Die Grillenbergerin wurde zwei Mal mit glühenden Zangen in die Brust gezwickt, dann schlug ihr der Bannrichter die rechte Hand ab und erdrosselte sie mit einem Strick an einer über dem Scheiterhaufen aufgerichteten Säule. Im lodernnden Feuer wurde sie verbrannt. Den Kindern wurden die Köpfe abgehauen und ihre Leiber ins Feuer geworfen. Wie immer bei Hinrichtungen gab es viele sensationslüsterne Zuschauer.“

Zum Glück haben inzwischen alle dazu gelernt, die Kirche, die Justiz und die ganze Menschheit, zumindest in unseren Breiten; es dauerte jedoch Jahrhunderte und forderte viele unschuldige Opfer, bis es so weit war.

Der sogenannte „Wagenlehnerprozess“ steht im Mittelpunkt des Buches. Darüber hinaus informiert es über die historischen Hintergründe des Hexenwahns, über angebliche Praktiken der Hexen und Zauberer und über die Rechtslage in diesen Zeiten. Es ergibt sich so ein vielfältiges Bild menschlicher Denkweise und Phantasie.

Der Mensch, gewiss das intelligenteste Lebewesen auf diesem Planeten, präsentiert sich sowohl in seiner geistigen Entwicklung, die zu Humanität und Ablehnung der beschriebenen Vorfälle führt, als auch als ein Wesen, dessen blühende Phantasie zu den unglaublichsten Auswüchsen und Abartigkeiten fähig ist.

*Bernhard Heinrich*

**Heide Loisel**

## **Weit entfernt dem Liebeslied**

**Beziehungsgedichte**

98 Seiten, Edition Doppelpunkt, 2018

ISBN 978-3-85273-214-5

Nach ihren Lyrikbänden „Mein Schneckenhaus“ (1996) und „In Schwebel“ (2011) hat Heide Loisel über Jahre entstandene Texte, welche Beziehungen nicht nur zwischen Mann und Frau, sondern auch solche freundschaftlicher Verbundenheit oder auch nur flüchtiger Begegnung thematisieren, Beziehungen, die so und so oft gestört erscheinen durch Implikationen wie Missverständnis, Unruhe, Undurchsichtigkeit usw. nach neuerlicher Revision und sorgfältiger Auswahl zu einem neuen Gedichtband versammelt.

Der Titel ist bewusst anders formuliert als vielleicht erwartet – d e m L i e

beslied entfernt will sagen, dass diese Texte in einer deutlichen Abgrenzung aufzufassen sind gegenüber herkömmlicher Liebeslyrik, schon gar in ihrer klassisch-romantischen Form, als der/die Liebste grosso modo noch in einer gewissen Verherrlichung angesprochen erschien und die Liebe vielfach als „für die Ewigkeit gemacht“ gesehen worden ist.

Die psychologisch geschulte Dichterin unserer Zeit geht offensichtlich von eigenen Erfahrungen aus, aber sie nimmt in der ihr eigenen philosophisch reflektierenden Weise gleichsam sezierend auch die Bandbreite verschiedenster anderer Beziehungsgeflechte in den Blick. H. Loisel ist eine hervorragende Beobachterin der menschlichen Natur und klopft das „Drachenblutgeheimnis im Zwischenmenschlichen / aufgespießt vom Stiergehörn“ (28) und die „Fehlschaltungen an der Hinterwand“ (29) mit wissenden Fingern einer Therapeutin ihrer selbst sorgfältig ab, zunächst in Sichtungen des eigenen Empfindens: „... nur ich blöde Kuh gebe meine Standpunkte preis...“ (28).

Sich betrachtend „am Ufer / ihres verträumten Weiher“ (32) zeigt sie „weiße Unschuldssöckchen“ (8), „das Wunder erwartend...“ (20). In genau dieser Haltung werden „Diagnosen“ erstellt: „... veilchenblau die Flecken auf der Seelenlandschaft / giftgrün die Stachel / im Wabengeheimnis“ (72). Es werden „Empfindungen tranchiert / und in mundgerechten Häppchen / partytauglich...“ (20) aufgetischt – eine reiche Palette lyrischer Köstlichkeiten liegt da vor uns.

Ein eigener Zauber weht um Loisels frappierende Bildworte, die sie unbekümmert in den Sprachraum wirft, man wird hellwach: „... warst mir Sternschnuppe / in meiner Lebenssuppe / funkeltest mich an...“ (38) und sie nennt das „Du im Ich“ ihren „Mandelbaum, Operettentraum, Marginalienbegrenzer...“ (65). „Perspektivenwechsel täte uns gut“ (55), wird schließlich trocken festgestellt, doch ach: immer noch droht das „vereinsamte Tal“ (60), denn „Orangenhaine sind rar“ (60) – Loisels besondere Metapher für vollkommene Schönheit und Glück. Schlussendlich doch wieder „bitterer Cocktail“ (83), wenn sie „den Tropfen der Verbitterung / mitleidlos / durch den Filter des Bewusstseins“ presst (83), wenn „das Gelb ihres Denkens / explodiert im Weiß der Erkenntnis“ (74).

Hier wird zutiefst menschlich erkannt, dass zur Perfektion, zur gegliückten Beziehung immer noch ein Quäntchen fehlt – dass Liebe immer mehr oder weniger „... weit entfernt“ dem letztlich zu erstrebenden Zustand vielfach auf der Stelle tritt. Das hat die Autorin messerscharf erkannt, und genau die Beschreibung dieses „Schwebezustands“ macht den Charme dieser Texte aus.

Lebenserfahren und klug erkennt die Dichterin, dass wir im Hinblick auf die Liebe immer ein Du brauchen: „... auf einem Bein stehend / diesen Anderen zu brauchen / um weiter zu gehen“ (12), um ansonsten womöglich als „Inselmensch“ (90) übrig zu bleiben: ... da kommt kein Land in Sicht ... immer öfter zwingt Abgeschiedenheit / ein Boot zu bauen / um anderswo zu landen...“.

Eines vermeiden diese Gedichte sehr geschickt: das Abgleiten ins Pathetische, den dramatischen Lösungsversuch, der ins Lächerliche führen würde. Mit sehr lockerer Hand, oft in ungewöhnlicher Diktion – wie es die angeführten Zitate belegen – verarbeitet Loisel ihre Ansätze, sehr häufig mit einer guten Prise Ironie. Und das ist gut so. Wissen wir ja seit GRABBE, dass auch Satire und Ironie die tiefere Bedeutung niemals ausschließen. Und selbst noch „... weit entfernt dem Liebeslied“ entnehmen wir diesem liebenswerten Buch den wahrscheinlich gebotenen „Übungsverlauf“, der in gegebener Situation helfen kann: „... mund-herz-wund / das Leben üben... den Mund dem Herzen / zu verschreiben / und das Wund zu ertragen“ (92); die Quintessenz aber wäre:

„... halt an mein Herz / und hör nicht mehr / auf diese graue Mär / auf den Gesang des ewig Unerfüllten ... hör auf den Quell der reinen Lebensfreude.“ (93). Darin liegt vielleicht die ultima ratio jeder Form der Beziehung, und sei sie noch so problematisch.

*Eva Kittelmann*

## **Mechthild Podzeit-Lütjen**

### **du bist bei mir**

CD – gelesen von Martin Schwab

edition Lex liszt 12

ISBN 978-3-99016-152-4

Die CD mit dem Titel „Du bist bei mir“ ist die Aufnahme einer Matinee in der Ruprechtskirche, Wien, mit Gedichten von Mechthild Podzeit-Lütjen, gelesen von Burgschauspieler Martin Schwab, und Musikstücken, z.B. „Von guten Mächten treu und still umgeben“ von Dietrich Bonhoeffer, oder „Der Mond ist aufgegangen“ von Matthias Claudius, und anderen. Das sagt noch zu wenig über dieses intensive, spirituelle Empfindungen berührende Konzert. Das Coverbild der CD, von Hildegard Stöger, mit dem Titel „Imaginäres Gleichgewicht“, scheint mir den Schlüssel zu der absichtsvollen Zusammenstellung der

gelesenen Gedichte, des Gesanges von Clarisse Jähn und der Musikstücke zu enthalten: Die von der Autorin verfassten Gedichte werden von Martin Schwabs tiefer, männlicher Stimme vorgetragen, das Gedicht Bonhoeffers singt eine Frau, desgleichen „Wenn ich einmal soll scheiden“ von J.S. Bach. An zentraler Stelle des Programms erklingt Grönemeyers „Ich hab’ dich lieb“. Gedichte, die Liebeserfahrungen in sparsamen Versen skizzieren, Trauer um den verstorbenen Partner, Hans Helmut Jonke, Erinnerungen und Ungewissheit, oder diffuse fragmentarische Momentaufnahmen flüchtiger Gefühle – alles wird in lebhaften Naturerlebnisse gebettet evoziert, die Landschaften, Almen, Blütenstände, Früchte, Schwäne, der Aufstieg auf den Berg, das Hängen am Seil, dazwischen Verse, die ein „unbändiges Naturereignis“ philosophisch hinterfangen wie „einmal lebt in jeder Knospe die Rose zart: nur einmal dass Schönes nicht schrecklich werde“, oder in „Kälte schwächt Schwäne“ Zitate von O.M. Haniger „etwas von dem man nicht weiß wie es Gesang wird“.

Meine Zitation engt das Atmosphärische der ganzen Aufnahme unvermeidlich ein. Das „Imaginäre Gleichgewicht“ wird von der Autorin, glaube ich, angestrebt, um der Vielfalt der Gefühle und der Unzulänglichkeit der Sprache Rechnung zu tragen. Es kann nichts Kompaktes, Geschlossenes sein, was in so viele Lebensbereiche und Schichten des Bewußtseins offen, lebendig, hineinreicht.

*Annemarie Moser*

**Georg Potyka**

## **Tischgespräch mit Atheisten**

myMorawa von Morawa Lesezirkel GmbH, 2018, 128 Seiten

ISBN 978-3-99084-232-4

Bitte, verehrte Leserin, verehrte Leser, nehmen Sie Platz und werden Sie Zuhörer oder Zuhörerinnen bei einem interessanten Gespräch, welches der Autor mit fünf namhaften Persönlichkeiten führt, die sich durch Wort und Schrift als Atheisten deklariert und hierfür Berühmtheit erlangt haben. Dieses Gespräch hat natürlich nie stattgefunden, kann es auch gar nicht, denn zwei der fünf Teilnehmer sind bereits gestorben und die drei anderen leben ziemlich weit entfernt vom Wohnsitz des Autors.

Dieser hat die Herrschaften zu einem fiktiven Gespräch geladen, weil er, ein

Theist, in der religionskritischen Literaturflut der letzten Zeit eine neue Art der Missionierung sieht, die zur einer sachlichen Stellungnahme herausfordert, zumal der Atheismus neuerdings aus durchaus seriösen Quellen gespeist wird, die da sind: Physik, Philosophie, Biologie, Mathematik u.a., darunter auch Theologie.

Das Gespräch wird bewusst als Tischgespräch bezeichnet, also ein Gespräch im Plauderton, denn, wie man im Vorwort erfährt, hat Konrad P. Liessmann die Meinung vertreten, Gottesbeweise hätten sich längst erübrigt, ergo könne man darüber nur mehr im Plauderton reden. Genau dies beabsichtigt der Autor, weshalb man keine Diskussion (Ziel: Problemlösung), keine Debatte (Ziel: Meine Meinung setzt sich durch!) zu erwarten hat, sondern einen Austausch von Meinungen, ohne missionarischem Hintergrund (Ziel: Unterhaltung und Information).

Folgende Atheisten bilden neben dem Autor die Tischruder: Richard Dawkins, Stephen Hawking, Hans-Werner Kubitza, Bertrand Russell und Walter Weiss. Sie nennen sich für dieses Gespräch Florido, Miroslaw, Studiosus, Wilfried und Leo, während sich der Autor mit Gottfried bezeichnet.

Die fünf Herrschaften ahnen nicht, was ihnen bevorsteht, denn der nicht nur theologisch gebildete und auch auf anderen Wissensgebieten umfassend belesene Autor hat die Schriften seiner Gesprächspartner genau studiert und deren argumentative Schwächen erkannt. Und weiß sie entsprechend für seine Zwecke zu nützen.

Das Gespräch ist in mehrere Abschnitte gegliedert, in welchen man sich über die Theologie als Wissenschaft, die Religion, die Bibel, den Schöpfergott, Jesus Christus, den Heiligen Geist, den Mensch, die Kirche und den Glauben an sich scharmützelt.

Während einer nach dem anderen mit plakativen und gut ins Ohr gehenden Argumenten, die sich aus seinem Spezialgebiet ergeben, gegen einen Schöpfer- oder Vatergott auftrumpft, relativiert Gottfried diese in langen Monologen, wobei er nicht nur literarische Argumente anführt (Bibelstellen, Apostelbriefe, Gilgamesch Epos, Edda und andere Überlieferungen), sondern auch auf private Gespräche mit Persönlichkeiten des Geisteslebens beziehungsweise auf seine Erfahrungen in anderen Ländern zurückgreifen kann.

Dabei fällt mehreres auf: Man hört einander nicht nur geduldig zu, sondern alle achten auch auf Fairness. Es gibt keine persönlichen Angriffe oder Schuld-

zuweisungen und man unterbricht einander fast nie. Nur Leo lässt dann und wann einen kurzen Zwischenruf vernehmen. So manche mediale oder private Gesprächsrunde könnte sich daran ein Beispiel nehmen.

Während Studiosus (H. W. Kubitz) und Gottfried (der Autor) bei den Themen Theologie, Religion, Bibel, Heiliger Geist und Mensch mehr oder weniger unter sich sind, weil sich niemand anderer zu Wort meldet, dominieren Leo (W. Weiss) und Florido (Dawkins) bei den Themen Kirche und Glaube die lockere Unterhaltung.

Erst beim Themenkomplex Gottvater und Jesus Christus wird das Gespräch bunter und abwechslungsreicher, denn hierzu hat jeder etwas zu sagen, sogar der sonst eher wortkarge Miroslaw (St. Hawking). Ein Höhepunkt dabei ist zweifellos Gottfrieds Replik auf die Feststellung von Wilfried (Russell), an den Unfug, dass in der Wandlung aus einem Stück Brot der Leib Christi wird, könnten nur strenggläubige Katholiken glauben. Gottfried verweist daraufhin auf Fernsehbilder aus dem Jugoslawienkrieg, auf denen eine Muslima aus Srebrenica zu sehen ist, die einen Grabstein streichelt. „Wen streichelt diese Frau? Den Stein oder den darunter begrabenen Sohn oder Ehemann?“, fragte er in die Runde und verweist den immer noch skeptischen Philosophen Leo (W. Weiss) auf die Analogie der Beziehungen Kommunikant-Hostie-Jesus und Muslimin-Grabstein-Begrabener.

Georg Potykas Atheisten Gespräch ist alles in Allem mehr als nur eine – zugegebenermaßen recht hochgestochene – Lektüre über Gott und die Welt. Die zahlreichen Literaturverweise, mit welchen Gottfried seine langen Argumentationslinien untermauert, sind in einem umfangreichen Anhang einzeln angeführt, sodass ein tiefgehendes Studium dieses Werkes besonders den römisch-katholischen Christen in die Lage versetzt, unqualifizierten Angriffen wirksamer als bisher entgegenzutreten. Dafür ist aber eine gewisse Bibelfestigkeit nicht unwesentlich.

Eine solche ist zwar für das Verfolgen des Potykaschen Tischgespräches nicht unbedingt erforderlich, sie stellt aber doch eine wesentliche Erleichterung dar.

Das vorliegende Buch hätte sich eine Auszeichnung seitens einer oder mehrerer Kirchen innerhalb des Ökumenischen Rats der Kirchen Österreichs verdient. Aber wer weiß – vielleicht kommt sie noch...

*Michael Stradal*

Petra Sela

## Hellgrüner Bambus

Haiku aus Wien

Österreichische Haiku Gesellschaft, Wien 2018, 114 Seiten

ISBN 978-3-9503584-8-3

Dieses Buch ist als globales Opus anzusehen. Petras Haiku sind in der deutschsprachigen Originalfassung und in der Übersetzung ins Japanische durch HASHI Hisaki und ins Englische durch William Kigen EKESON zu lesen.

Die Wortmenge ist knapp angesichts von 65 Siebzehnsilben-Texten. Der Inhalt hingegen tiefschürfend, durchsetzt mit überraschenden Einzelheiten.

Technischer Alltag und Naturerlebnis, Ironie und Digitalisierung, emotionales Bewegtsein, Empathie für Jahreszeiten und Landschaften, Strömen und Plätschern, Kleintiere und Pflanzenwelten, Managersitzungen und Familienwärme, Donaukanal und Toscana, Klavierklang und PC-Klappern, Rosenblatt und Trauriger Clown, sturmbewegter Baum und der Gedanke an Kaiserschmarrn, Meeresstrand und Segel am Horizont, verfallenes Schloss und fliehender Nebel. Klarerweise haben Generationen von Haiku-Schöpfern allesamt von Meister Matsuo Bashô gelernt und sind seiner Verbindung aus Leichtigkeit und Prägnanz und dem Gebot, dass nichts zu gering ist und alles wert ist, in strenger Form in Worten festgehalten zu werden, gefolgt.

Eindrucksvolle und ausdrucksstarke Farbgrafiken sind Zeugnis für die Mehrfachbegabung von Petra Sela.

Das Oeuvre der Autorin Petra Sela (bürgerlicher Name: Renate Niedermayer), dessen Publikation in Buchform erst relativ spät einsetzt, umfasst Haiku, Experimentalprosa, Erzählungen, Dialektdichtung, Vortragssammlung, Lyrik außerhalb des Genres Haiku, Gemeinschaftswerke mit Gleichgesinnten.

Das Ergriffensein und die Betroffenheit durch die Winterreise in Franz Schuberts Vertonung der Gedichttexte von Wilhelm Müller und das entschiedene ‚Ja‘ zum Werk H.C. Artmanns, der mehr als 15 Sprachen beherrschte und zudem als der zweifellos bedeutendste Dialektdichter Österreichs und des süddeutschen Sprachraums präsent war – und posthum noch ist – erweisen eine besondere Sensibilität für die Qualitäten echter Künstlerschaft.

Petra Sela profilierte sich auch als verdienstvolle Verlagsleiterin und brachte in dieser Eigenschaft unter anderem zwei der drei Anthologien des Österrei-

chischen Schriftstellerverbandes (Gestalterin Eleonore Zuzak) heraus. Sie setzte sich ebenso für die Wieder-Erinnerung an das Schaffen von Anton Wildgans und Erika Mitterer ein.

Sie wurde aus all diesen Gründen mit angesehenen Preisen und Auszeichnungen bedacht.

*Alfred Warnes*

**Michael Stradal**

## **Kein Feuer am Freienstein – Ein Gröbmingkrimi**

Verlag myMorawa, Wien, 2018, 248 Seiten

ISBN 978-3-99084-165-5

Der Roman beginnt mit einer charmanten Abhandlung über den Schreibtisch des Kommissars, der noch altdeutsche Schnörkeln besitzt und in seinem langen Leben viel gesehen und gehört hat. Traurig, dass er ihn bei der Übersiedlung in sein neues Büro nicht behalten kann, möchte man selbst gleich zum Sperrmüll fahren und ihn herausholen. Besser jedoch ist es, sich gemütlich zurückzulehnen und sich von Michael Stradal wieder in ein Zeitgefühl mitnehmen zu lassen, wo die Polizei noch Gendarmerie hieß und man jeden mit „Herr Inspektor“ anreden durfte – denn diese Schwingung lebt seinen Krimis fort.

Danach offenbart sich jedoch die dunkle Seite der 3000-Einwohner-Gemeinde: Am Fuß der Felswand des Freiensteins findet man die Leiche von Karl Stricker, Teilhaber eines Bauunternehmens und bekannter Frauenheld des Ortes. Er war aufgestiegen, um ein Sonnwendfeuer zu entzünden, wozu es dann nicht mehr kam – womit das Buch auch seinen Titel hatte.

Sofort macht sich ein Gemunkel um seinen Tod im Ort breit, denn an einen Unfall denkt keiner. War er doch ein geübter Bergsteiger, der niemals ohne fremdes Zutun abgestürzt wäre, und mit dem überdies viele der Gröbminger noch eine Rechnung offen gehabt hätten. Auch Kommissar Toni Schrempf und seine inzwischen zur Oberinspektorin aufgestiegene Mitarbeiterin Helga Tredor sehen bereits nach den ersten Erkenntnissen jeden Grund, an ein Gewaltverbrechen zu glauben. Eine verdächtige Kopfwunde, die von einem Baseballschläger herrühren könnte, eine gefundene Stirnlampe und ein mysteriöses Fahrzeug der

Marke KIA verknüpfen sich mit den Aussagen der Befragten zu zunächst verwirrenden Spuren für die Ermittler, die bis zu einem gezielten Auftragsmord alles möglich erscheinen lassen.

Der Fall ist von Michael Stradal gekonnt und mit gewohnt spannenden Wendungen erzählt. Besonders fein gelungen ist auch diesmal wieder die Zeichnung der Menschen der steirischen Gemeinde. Gerne hört man den Leuten zu, auch wenn sie sich nur über ihre Vornamen oder belanglose Dinge unterhalten. Einer meiner Lieblingscharaktere der Handlung ist der Riese Dieter Tschirz, der in einem „marmorschachtelquadartischen“ Haus wohnt, ein wahrer Koloss von Mann ist, großspurig auftritt, dem aber letztlich doch vor der Frau Oberinspektor das Herz in die Hose rutscht.

In den Dialogen des Krimis blitzt auch sonst immer wieder ein Humor auf, der – neben einem scharfen Ohr für den lokalen Sprachgebrauch – die Liebe zur Region fühlen lässt. Dies spürt man besonders in der Schilderung der Speisen und man bekommt große Lust auf einen Besuch der Wirtschaften, die ‚Stoderzinkenpfannen‘ und ‚Gröbmingteller‘ servieren. Dazu gehört natürlich das obligate Seidel – oder auch Krügerl – Schladminger Bier.

Der gelungene ‚MacGuffin‘ der Story – wie Hitchcock rätselhafte Requisiten oder Vorwände bezeichnete, die, als immer wiederkehrender Gimmick, der Handlung einen geheimnisvollen Hintergrund verleihen – ist ein Rucksack, der vor langer Zeit in Saarbrücken verschwunden ist. Die Nebenhandlung in der deutschen Stadt, die mit der in Gröbming noch nicht bekannten Vergangenheit des Toten zu tun hat, war für mich die besondere Würze dieser sonst lokalen österreichischen Geschichte. Wie die Dinge dann am Ende des Falls zusammenfließen, hat der Autor elegant und mit großer Überraschung für den Leser gelöst. Ja, es gelingt es ihm sogar, seine eigenen Ermittler darüber staunen zu lassen, was besonderen Spaß macht.

Wenn man sich als Leser in die Gröbmingkrimis vertieft, kommt man an einem Besuch der steirischen Region, die zu den eindrucksvollsten der österreichischen Landschaft gehört, kaum mehr vorbei. Spannend für mich ist dabei, wie nahe Michael Stradal seine Romane an den Menschen und Orten ansiedelt.

Für die regionale Atmosphäre, die schrulligen Charaktere und die unerwartete Auflösung gibt es für kein Feuer am Freienstein eine klare Leseempfehlung.

*Ernst Kaufmann*

Jutta Treiber

## Halt den Mund, sagte Mutter und dann starb sie

Edition lex liszt 12, 2018, 263 Seiten

ISBN 978-3-99016-143-3

Die Autorin, eine der bekanntesten und erfolgreichsten Schriftstellerinnen ihres Heimatbundeslandes, legt nach einer Vielzahl von Bilder- Mal-, Kinder- und Jugendbüchern und nach ihren erfolgreichen Romanen „Die Zeit und Hannah“ (2006) und „Liebestrommeln“ (2012) ein Opus auf, welches zwar nicht als ‚Roman‘ untertitelt, deshalb aber um nichts weniger packend ist, als ein solcher. Es ist – schlicht und einfach ausgedrückt – ein zwar heftiges, aber gleichzeitig auch ein großartiges Werk!

Heftig, weil Geschehnisse in der Kinder-, Jugend- und in der Folgezeit der beiden Frauen, über die in zwei getrennten Handlungssträngen geschrieben wird, die Leserin und den Leser in einer Form in Beschlag nehmen, die nach Atem ringen lässt.

Heftig deshalb, weil das Werden, die Entwicklung und die mörderische Zerstörkraft der Anorexie bei einer der Frauen die Umgebung, zu der auch der Leser gehört, in ohnmächtiger Hilflosigkeit verharren lässt.

Heftig deshalb, weil der Tod, ob als schwarzes Kamel oder als violett behemdeter Beau vorgestellt, im Familien- und Freundeskreis der anderen Frau, der im Titel von ihrer 92jährigen Mutter der Mund verboten wird, mehr als reiche Ernte hält.

Heftig auch deshalb, weil beide Frauen in der Kindheit durch ihre etwas engstirnigen Mütter psychischer Gewalt in Form von Geringsachtung und Zurückweisungen und in ihrem jungen Leben sexueller Gewalt ausgesetzt sind.

Großartig, weil der komplizierte innere Spannungsbogen nirgends unterbrochen wird oder gar abreißt und buchstäblich bis zur allerletzten Seite reicht.

Großartig ist dieses Buch, weil es in einer durchwegs behutsamen, dennoch eindeutigen Sprache abgefasst ist und selbst bei möglicherweise passenden Situationen auf Fäkal- und Vulgärausdrücke verzichtet. An vielen Stellen der Handlung, ob im alten Gasthaus, in der Schule oder im elterlichen Wohnhaus lässt die Autorin den Leser erkennen, dass im Gegensatz zur stiefelgetanzten Elfen-Fröhlichkeit in Operetten das burgenländisch Magyarische oder das magyarisches Burgenländische im Herzen der Menschen da wie dort noch verankert ist.

Den Ausspruch ‚Ich spreche hervorragend Ungarisch, wenn ich Deutsch spreche‘ kann wahrscheinlich nur eine Burgenländerin tun, deren Mutter in Ungarn geboren wurde.

Großartig auch deshalb, weil in der Umgebung der beiden Frauen alle Menschen aus Fleisch und Blut sind, mit Stärken und Schwächen wie Du und ich, mit Schrullen und Vorzügen. Beim Lesen wird man einer von ihnen, lebt mit, leidet mit. Es wundert nicht, dass alles wie im Kino abrollt. Die Autorin hat in diesem Metier ja reiche Erfahrung.

All das erkennt man aber erst, wenn man das Buch fertiggelesen, besser gesagt, sich durchgearbeitet hat. Und das erfordert Kraft in der Handhabung (das ziemlich streng gebundene Buch klappt gerne zusammen) und Durchhaltevermögen beim Inhalt. Die Ereignisse mit und um die beiden Frauen werden in achtundvierzig mehr oder weniger kurzen Kapiteln geschildert, wobei lediglich die Schrift mithilft zu unterscheiden, ob nun von Heide oder von Gabriele erzählt wird. Ansonsten entwickelt sich ein literarisches Kaleidoskop, welches erst mit Fortdauer der Geschehnisse nach und nach klarer wird, auch weil einzelne Kapitel mal in der Ich-Form, mal in der dritten Person geschrieben sind. Rückblicke und Gegenwärtiges wechseln ständig, die Zeiten springen vor und zurück und dass Heide nicht immer Heide heißt, sondern mitunter Marie, macht das Verstehen der Zusammenhänge nicht einfacher.

Dem geschätzten Leser und der geschätzten Leserin sei geraten, Namen zu notieren und Beziehungsstriche zu zeichnen, um im Laufe der beiden Handlungen den Überblick über die Vielfalt von Geschwistern, Ehemännern, Freundinnen, Lehrpersonen, Personal und so weiter nicht zu verlieren. Alle werden nämlich nur per Vornamen genannt, von denen es manchmal auch zwei gibt. Die einzelnen Kapitel sind untereinander fast immer verbunden, bilden gewissermaßen eine Ereigniskette, sei es durch ein bestimmtes Wort, einen Gedanken oder durch eine Feststellung. Darunter finden sich aber auch vereinzelt Abschnitte, bei welchen auch ein derartiger Verbindungsgedanke nicht hilft, den Zusammenhang zu verfolgen.

Wie auf einem Nebelbild von Claude Monet schimmert in der Handlungsfolge da und dort etwas durch, was man als autobiographisch deuten könnte. Es sind Parallelen zur Vita der Autorin erkennbar, der Lehrerin und anschließend erfolgreichen Schriftstellerin, aber es bleibt zu hoffen, dass jene Brutalitäten, welche Heide, genauer Heide Mahr, zugefügt wurden, nicht Teil solch autobiographischen Durchschimmerns sind.

Jutta Treibers Buch ist ein grandioser Wurf und zeugt von ihrer großen Erzählkunst. Die einzelnen Kapitel sind gewissermaßen eine schimmernde Korallenkette, die in scheinbarem Durcheinander auf dem Tisch liegt. Es gilt daher, die Kette hochzuheben, um die Schließe zu suchen. Und diese findet sich in den letzten Kapiteln des Buches. Wie sich zwei parallele Linien letztendlich doch noch berühren, so treffen die beiden Frauen der Erzählstränge in einem Kaffeehaus aufeinander, wobei dort dann Fiktion und Wirklichkeit nur mehr schwer zu trennen sind. Jetzt wird auch klar, was auf dem Titelbild dargestellt ist. Oder man weiß es schon vorher, weil man sie auf der Homepage am Hals der Autorin erkannt hat.

Alles in allem: ein Meisterwerk von Jutta Treiber, die noch einiges in ihrem „Schulster“ hat und hoffentlich noch vieles ‚ausverträumen‘ wird.

*Michael Stradal*

**Johannes Twaroch**

## **Anekdotenschatz.**

Die k. u. k. Monarchie – Merkwürdiges. Heiteres und Kurioses aus dem alten Österreich

Kral Verlag, 2018, 191 Seiten

ISBN 978-3-99024-791-4

Er kann es – Gott sei Dank! – nicht lassen! Denn eben legt Johannes Twaroch, dem wir schon einige rundum gelungene Anekdotenbände mit Österreich-Thematik zu verdanken haben, ein neues Opus vor, mit einem komplexen, weitgefächerten und „irisierenden“ Thema: Die k. u. k. Monarchie.

Schon Twarochs kompakte Einführung in die politischen, sozialen und kulturellen Gegebenheiten dieser Epoche, offenbart, dass da ein kleiner Kosmos anekdotisch auszuloten wäre: Der Zweifel, ob dies auf bruchlose Weise (ohne Ermüdungserscheinungen der Leser und Leserinnen) gelingen kann, zerstreut sich bald. Mit pointillistischer Technik setzt der Autor Anekdotentupfer um – Tupfer, in so geschickter Reihenfolge, dass sich bald etwas wie ein gefangennehmendes romanhaftes Kontinuum ausbreitet.

Ein Kunststück, das so leicht wohl nur Johannes Twaroch, dem ausgewiesenen österreichischem Anekdotenschreiber, so locker, so schein-locker, gelingen

kann. Denn dahinter steckt natürlich harte Knochenarbeit. Dutzende Publikationen galt es da zu durchforsten, Bücher, Zeitschriften, humoristische Wochenblätter, Witzesammlungen u.a. – schon dafür (und nicht nur für das so bestehende Ergebnis) ist dem Autor besonders zu danken.

Viel Anerkennung zudem dafür, dass sich in den Texten immer wieder auch Bonmots von geschliffener Eleganz befinden, und sich in ihnen der Charme eines Vielvölkerstaates spiegelt; aber bisweilen auch die derbere, treffsichere Zunge der „niedereren Stände“ auf erfrischende Weise zu Worte kommt. Der Band ist zudem auch ein kleiner Exkurs in eine Welt von gestern – etwa in die patriarchalische, abgenabelte Welt der Balkanprovinzen, der einige der originellsten Anekdoten zu verdanken sind.

Für die Leser und Leserinnen, die, schon in Vorfreude auf den Band, von suchtartiger Unruhe getrieben werden – vielleicht hier schon zwei Beispiele aus dem Zauberkasten des Autors, zur Minderung der größten Entzugserscheinungen:

Der Walzerkönig Johann Strauß übte auf die Damenwelt eine magische Wirkung aus. Auf einer Konzertreise nach St. Petersburg hatte er seinen schwarzen Pudel mitgenommen, Und war entsetzt, als das schöne Tier immer mehr von seinem Fell verlor. Schon wollte er seinen Diener zum Tierarzt schicken, da legte dieser ein Geständnis ab: Verehrerinnen boten ihm hohe Trinkgelder, wenn er ihnen eine Haarlocke des Meisters als Souvenir verschaffen könne. Und da er den ja nicht kahlscheren konnte, vergriff er sich eben am Hund.

Die wandernde Schauspielertruppe des Miso Milosevics gastierte in Vukovar. Es war früher Nachmittag, die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel. Zwei Mitglieder des Ensembles begaben sich an die Donau um zu baden. Von der reißenden Strömung erfasst und in tiefes Wasser abgetrieben, überkam sie die Furcht vor dem Ertrinken, und sie schrien um Hilfe. Ein Fischer, an dessen Ohren die Hilferufe gedrungen waren, ruderte ihnen entgegen. Milosevics, von Ufer zusehend, rief dem Fischer zu: Hallo Pritel! Zieh zuerst den Längen aus dem Wasser. Er hat den höheren Vorschuss!

*Gottfried Pixner*

## Erratum

In der Ausgabe „Literarisches Österreich 2019/1“ kam es leider zu einem Fehler. Die Gedichte ‚wir sind nur einen augenblick‘, ‚du und i – Du und ich‘ sowie ‚grado‘ wurden fälschlicherweise mit dem Namen Andrea Tschurlovits angegeben. Der korrekte Name der Autorin lautet Magdalena Tschurlovits. Wir entschuldigen uns für diesen Fehler.

# Impressum

## Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes

ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

### Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,  
Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: [office@oesv.or.at](mailto:office@oesv.or.at), Web: [www.oesv.or.at](http://www.oesv.or.at)

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Mag. Ewald Baringer, Mag. Klaus Ebner, Prof. Dr. Wolfgang Groiss, Prof. Marianne Gruber, Dr. Max Haberich, Dr. Martin Stankowski, Assistentin: Ines Scholz, BA

WIEN   
KULTUR

KULTUR  
NIEDERÖSTERREICH



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH